

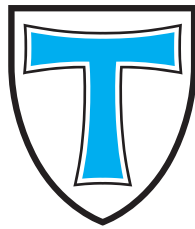
Jahrgang 45 | 2012



Gießener Universitätsblätter

Jahrgang 45 | 2012

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

*Inserenten: Gießener Anzeiger
 Möbelstadt Sommerlad
 Sparkasse Gießen*

*Umschlaggestaltung: Licht- und Videoinstallation von Christian Grammel,
Oliver Behnecke und Jean-Noel Lenhardt (siehe Seite 98)*

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

*Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
 Institut für Altertumswissenschaften
 Justus-Liebig-Universität
 Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
 35394 Gießen
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de*

*Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
 Postfach: Ludwigstraße 23
 35392 Gießen
 Telefon 06409 804312
 dr@angelika-mueller-scherf.de*

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der GHG	7
Bericht des Präsidenten der JLU	9
Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen	15

II. Fachbeiträge

<i>Thomas Kailer:</i> Das Residuum des Bösen. Von der Schwierigkeit, Serienmord wirklich zu erklären	19
<i>Anja Klöckner:</i> Von der Anschauung zur Anbetung – Götterbilder im antiken Griechenland	29
<i>Jochen Kirschbaum:</i> Egid v. Löhr (1784–1851) – ein Gießener Rechtsgelehrter	43
<i>Wolfgang Mansfeld:</i> Finanzmarktkrise und Marktwirtschaft	51

III. Fächer, Forscher, Perspektiven

<i>Karen Piepenbrink:</i> Was ist ein Bischof? Zur Selbstinszenierung von Bischöfen in Prinzipat und Spätantike	65
<i>Karl Matthias Schmidt:</i> Jüdische Erzählungen in paganen Ohren. Anmerkungen zur Verankerung der neutestamentlichen Exegese im Fachbereich für Geschichts- und Kulturwissenschaften	71

IV. Aktuelle Forschungsprojekte

<i>Volker Wissemann, Hans-Peter Ziemek:</i> Die Hermann-Hoffmann-Akademie der Justus-Liebig-Universität Gießen	83
--	----

Thilo Maruhn:

„... die normative Kraft des Faktischen
in ihrer ganzen schöpferischen Bedeutung zu erfassen ...“
(Franz von Liszt, 1851–1919). Das Franz-von-Liszt-Institut
für internationales Recht und Rechtsvergleichung 91

V. Berichte aus geförderten Projekten

Wolfgang Achtner:

„Mystische Nacht mit Meister Eckhart –
Magister, Mystiker, Manager“ 97

Stefan Altmann:

Konzert des European Medical Students' Orchestra
and Choir (EMSOC) in Gießen 103

Julian Mühlbauer:

Ein „weißer Fleck“ in Europa? Belarus'-Forschung
an der Justus-Liebig-Universität Gießen 107

Karin Nys, Matthias Recke:

Gießener Archäologen graben wieder auf Zypern.
Bericht über die Ausgrabungen in Hala Sultan Tekke..... 111

Matthias Recke:

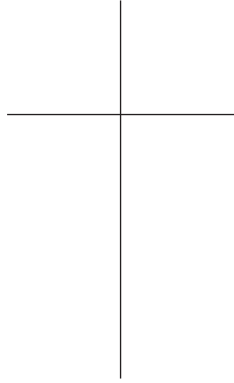
Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat.
Bericht über die Restaurierungsarbeiten
in der Gießener Münzsammlung 115

VI. Personalia 121

VII. Biographische Notizen 125



I. Berichte aus Universität und Stadt



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Dr. Hans Heinrich Breul
Prof. Dr. Robert H. S. Glaser
Dr. Fritz Hinz
Dr. Werner Kaps
Prof. Dr. Theodor Klassen
Dr. Gerhard Kreth
Helmut Ritter
Dr. Karl Schaum
Prof. Dr. Gottfried Wagner
Prof. Dr. Michael Wehrheim

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands in den Gießener Universitätsblättern resümiert die Entwicklung des zurückliegenden Jahres. Weitere Berichte finden Sie unter www.giessener-hochschulgesellschaft.de.

Leistungen der Hochschulgesellschaft

Die gute Zusammenarbeit zwischen Universität und Hochschulgesellschaft wurde im Berichtsjahr in gewohnter Weise fortgesetzt. Gemeinsam laden wir ein zum Sommerfest der Universität und zu den Semester-Abschlusskonzerten des Universitätsorchesters. Diese Veranstaltungen waren 2011 wieder sehr gut besucht. Daneben treten GHG und JLU vor allem bei der Vergabe von Auszeichnungen für 8 Dissertationen anlässlich des akademischen Festaktes gemeinsam in Erscheinung. Im Jahr 2011 wurden folgende Preise verliehen:

- *Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften*: Dr. Karsten Herzmann (Betreuerin: Prof. Dr. Gabriele Britz), Konsultationen. Eine Untersuchung von Prozessen kooperativer Maßstabskonkretisierung in der Energieregulierung.
- *Sektion Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie*: Dr. Kay Peter Bourcarde (Betreuer: Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster), Die Rentenkrisen: Sündenbock Demographie. Kompromissbildung und Wachstumsabkopplung als Ursachen von Finanzierungsgespäßen.
- *Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften*: Dr. Maja Bärenfänger (Betreuer: Prof. Dr. Henning Lobin), Ebenen des Themas. Zur Interaktion von Thema, Text und Wissen.
- *Sektion Naturwissenschaften*: Dr. Christian Eric Müller (Betreuer: Prof. Dr. Peter R. Schreiner), Nucleophilic Oligopeptide Organocatalysis: Acylation, Oxidation, and Multicatalysis.



- *Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement*: Dr. Stéphanie Domptail (Betreuer: Prof. Dr. Ernst-August Nuppenau), Towards rangeland conservation strategies – Case study and bio-economic modeling of farms in southern Namibia.
 - *Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie*: Dr. Jan-Marcus Daniel (Betreuer: Prof. Dr. Sandip M. Kanse), The in vivo effects of the factor VII-activating protease (FSAP) on neointima formation.
 - *Sektionsunabhängig*: Dr. Jochen Kirschbaum (Betreuer: Prof. Dr. Martin Lipp), Die Etablierung der Historischen Rechtsschule an der Ludoviciana (1814–1824).
 - *Sektionsunabhängig*: Dr. Timo Dickel (Betreuer: Prof. Dr. Christoph Scheidenberger), Design and Commissioning of an Ultra-High-Resolution Time-of-Flight Based Isobar Separator and Mass Spectrometer.
- Auch im Jahr 2011 wurde eine Vielzahl von Projekten gefördert, die auf solche Hilfen angewiesen sind. Ihre Mitgliedsbeiträge und Spenden liefern die finanzielle Basis hierfür. Infolge der aktuell sehr niedrigen Zinsen kann die GHG-Stiftung aktuell leider nur wenig zur Finanzierung der Fördermaßnahmen beitragen. Trotz dieser Einschränkung konnten wir 29 Anträge

mit insgesamt 25.414 Euro unterstützen. Das Spektrum der Fördermaßnahmen umfasst Tagungen, Workshops, Vortragsreihen, wissenschaftliche Projekte, studentische Initiativen und kulturelle Aktivitäten.

Gießener Universitätsblätter

Die von der GHG herausgegebenen „Gießener Universitätsblätter“ erscheinen seit vielen Jahren als Jahressgabe für ihre Mitglieder. Sie dokumentieren die Arbeit der Hochschulgesellschaft und die Vielfalt universitärer Forschung und Lehre. Die aktuelle Ausgabe enthält auch in diesem Jahr wieder eine bunte Themenmischung, entsprechend dem redaktionellen Ziel, die Breite der an der Justus-Liebig-Universität verfolgten wissenschaftlichen Interessen abzubilden und über die Jahre alle Fachbereiche exemplarisch zu Wort kommen zu lassen. Die Tätigkeit der Hochschulgesellschaft wird zudem in Berichten über einzelne Projekte erkennbar, die in den Genuss einer namhafteren Förderung gekommen sind.

In diesem Jahr informieren Kolleginnen und Kollegen aus der Rechtswissenschaft, der Archäologie, der Theologie, der Biologie, der Geschichts- sowie der Wirtschaftswissenschaft die universitäre und städtische Öffentlichkeit über ihre Fächer, ihre aktuelle Arbeit und die von ihnen vertretenen Institute und Institutionen. Die inhaltliche Neugliederung und das neue Layout sind seit einigen Jahren erprobt und kommen bei den Lesern gut an. Bewährt hat sich ebenso, dass Oberbürgermeisterin und Universitätspräsident die Verbindung von städtischem und universitärem Leben in ihren Berichten unterstreichen. Artikel zu solchen übergreifend interessierenden Themen an der Schnittstelle zwischen Universität und Gesellschaft sind der Redaktion übrigens auch dann willkommen, wenn sie nicht aus universitärer Feder stammen.

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Vorstands

Mitglieder und personelle Veränderungen

Im Jahr 2011 ist die Mitgliederzahl leicht auf 595 zurückgegangen (7 Eintritte, 13 Austritte, 10 unbekannt verzogene oder verstorbene Mitglieder). Die Gewinnung neuer Mitglieder und die Einwerbung von Spenden und Zustiftungen ist uns ein fortwährendes Anliegen. Wir bemühen uns, die Bürger und die Unternehmen in Mittelhessen für eine Unterstützung der Universität zu motivieren. Mit ihren Beiträgen und Spenden sowie mit ihrem ehrenamtlichen Engagement stärken unsere Mitglieder die Justus-Liebig-Universität in Forschung und Lehre.

Auf der letztjährigen Mitgliederversammlung im November 2011 wurde der bisherige Vorstand einmütig im Amt bestätigt. Eine wesentliche Veränderung ergab sich im Verwaltungsrat. Nach 12 Jahren an der Spitze ist Dr. Wolfgang Maaß als Präsident ausgeschieden. Wir danken ihm ganz herzlich für die lange und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Dr. Maaß hat als Gast des Vorstands in vielen Sitzungen über die Bewilligung von Fördermitteln mit beraten und durch seinen Blick von außen sehr dabei geholfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Er bleibt der Universität durch sein Engagement im Hochschulrat eng verbunden, und er hilft der Hochschulgesellschaft zudem weiterhin als Mitglied des Verwaltungsrats.

Als Nachfolger von Dr. Maaß wurde auf dessen Vorschlag Manfred Siekmann, Vorsitzender des Vorstandes der Stadtwerke Gießen AG, einstimmig bei eigener Enthaltung durch die Mitgliederversammlung zum neuen Präsidenten des Verwaltungsrats gewählt.

Wir danken allen, die unsere Arbeit unterstützen, insbesondere den Spendern, die das Stiftungsvermögen 2011 um mehr als 10.000 Euro erhöht haben. Wir hoffen, möglichst viele neue Freunde und Förderer zu gewinnen, die zur Zukunftssicherung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität beitragen wollen.

Manfred Siekmann
Präsident des Verwaltungsrats

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft 2011

Das Jahr 2011 stand im Zeichen einer im Vergleich zum Vorjahr um 30 Millionen EUR abgesenkten Grundfinanzierung der hessischen Hochschulen; die Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) musste in diesem Jahr mit 4,3 Millionen EUR weniger auskommen. Hinzu kamen erhebliche Mehrbelastungen durch die Tarifsteigerungen bei den Löhnen und Gehältern im öffentlichen Dienst von über fünf Millionen EUR sowie bei den Energiekosten und im Bewirtschaftungsbereich. Es ist bemerkenswert, dass die Universität trotzdem handlungs- und investitionsfähig sowie im Berufungs- und Bleibegeschäft wettbewerbsfähig geblieben ist. Dies ist uns nur deshalb gelungen, weil alle Akteure und Ebenen der Universität solidarisch zusammengewirkt haben, schmerzhaft Einsparungen an verschiedenen Stellen gemeinsam getragen haben und besonnen mit den knappen Haushaltsmitteln umgegangen sind. An dieser Stelle sei in besonderer Weise die zentrale Kommission für die Vergabe der Studienbeitragsersatzmittel („QSL-Mittel“ = Dezentrale Mittel zur Verbesserung der Qualität von Studium und Lehre) hervorgehoben. Sie hat im Rahmen der gesetzlichen Vorgaben die Finanzierung des wichtigen Qualitätssicherungssystems für Professurvertretungen und Vakanzen in Höhe von jährlich 2 Millionen EUR für 2011 und 2012 übernommen. Die JLU wird im Jahr 2012 zwar einerseits aufgrund der Regeln des Hochschulpaktes wieder mehr Grundfinanzierungsmittel erhalten (allerdings weiterhin nicht auf dem Niveau von 2010), doch die genannten Belastungen an anderen Stellen werden ihre Finanzkraft auch weiterhin und dauerhaft schwächen. Insbesondere wenn das Land bei den Lohn- und Gehaltserhöhungen im öffentlichen Dienst mittelfristig nicht bereit sein sollte, wieder die Kosten für Tarifsteigerungen ganz oder zu einem größeren Anteil zu tragen,



wird es trotz aller Sparbemühungen und Effizienzsteigerungen nicht mehr gelingen, mit nominell immer weniger Mitteln die gleiche Anzahl an Professuren, die gleiche Anzahl an Studienplätzen und die bisher vorhandene Forschungs- und Lehr-

infrastruktur zu halten.

Im März 2011 hat die Justus-Liebig-Universität Gießen nach einem Jahr intensiver Vorarbeit in einer gemeinsamen Kommission des Senats und des Präsidiums den neuen Entwicklungsplan mit dem Titel „JLU 2020“ verabschiedet. Hier werden klare Entwicklungsperspektiven in der Forschung und in der Lehre, in der strategischen Schwerpunktbildung sowie in der infrastrukturellen Entwicklung für die JLU in den kommenden 10 Jahren benannt. Der neue Entwicklungsplan war die Grundlage für die neue Zielvereinbarung mit dem Land, die wir im Juni dieses Jahres abschließen konnten. Es ist sehr erfreulich, dass sich das Land in dieser Zielvereinbarung bereit erklärt hat, eine Reihe von strukturbildenden Projekten mit erheblichen Mitteln aus dem Innovationsbudget zu fördern, so unter anderem das seit längerem geplante neue Graduiertenzentrum für die Rechts-, Wirtschafts-, Politik- und Sozialwissenschaften, den Aufbau einer dringend benötigten Basisstruktur in der Bioinformatik und Systembiologie (verbunden mit einem neuen Studiengang), ein Kompetenzzentrum für Lehrerfortbildung und -weiterbildung und die Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscher, die wir im November mit einem Festakt gegründet haben.

Die Justus-Liebig-Universität Gießen hat sich in diesem Jahr eine neue Grundordnung gegeben, die auch die Möglichkeit eröffnet, weitere Vizepräsidentenämter einzurichten. Von dieser Möglichkeit hat die JLU sogleich Gebrauch gemacht und wird zum 1. 4. 2012 das neue Amt eines Vizepräsidenten für Wissenschaftliche Infrastruktur einrichten.

Im Bereich Studium und Lehre konnte der Prozess zur Weiterentwicklung der Modularisierung, der im Herbst 2009 gemeinsam mit den Studierenden initiiert wurde, erfolgreich abgeschlossen und in das kontinuierliche Routinegeschäft bei der Akkreditierung, Re-Akkreditierung und Überarbeitung der Bachelor- und Master-Studiengänge eingebettet werden. Die Taskforce G8/G9 unter Leitung der Ersten Vizepräsidentin und des Kanzlers hat seit dem Sommer konzentriert und unter Einbeziehung aller Akteure das aktuelle Wintersemester vorbereitet, das bereits von deutlich gestiegenen Erstsemesterzahlen aufgrund von doppelten Abiturjahrgängen in anderen Bundesländern und der Aussetzung der Wehrpflicht gekennzeichnet ist: Die Lehrorganisation wurde kontinuierlich an die Einschreibezahlen angepasst, den Fachbereichen wurden frühzeitig Mittel aus dem Hochschulpakt 2020 zugewiesen, neue Lehrräume wurden angemietet, usw. Diese intensive Vorbereitung hat sich mehr als ausgezahlt: Wir haben im Wintersemester 2011/12 rund 6.500 Erstsemester, darunter etwa 1000 Master-Studierende, sowie insgesamt etwa 25.300 Studierende an der JLU – dies sind in jeder Hinsicht nie da gewesene Rekordwerte. Und dennoch ist ein weitestgehend reibungsloser Semesterstart gelungen, und die nicht erwarteten kleineren technischen Probleme konnten zumeist innerhalb von wenigen Tagen gelöst werden. Das ist einerseits sehr erfreulich – andererseits dürfen wir uns aber auch keinen Illusionen hingeben: Diese Universität ist in ihrer Infrastruktur, in der Ausschöpfung ihrer Lehrkapazitäten, in ihren Möglichkeiten zur Effizienzsteigerung und zur Improvisation am Ende der Fahnenstange angelangt. Wir werden die kommenden Monate sorgfältig und intensiv nutzen müssen, um darüber nachzudenken, wie wir mit dem weiteren Studierendenauf-

wuchs ab dem Wintersemester 2012/13, wenn auch der erste hesseneigene doppelte Abiturjahrgang die Schulen verlassen wird, ressourciell und organisatorisch umgehen werden.

Ein wenig Rückenwind erfahren wir durch den im Dezember 2011 positiv beschiedenen Antrag „Einstieg mit Erfolg: Gezielte Beratung – Individuelle Betreuung – Innovative Lehre“ im gemeinsamen Programm des Bundes und der Länder für bessere Studienbedingungen und mehr Qualität in der Lehre. Die beantragten Maßnahmen werden die Studienbedingungen und die Qualität der Lehre an der JLU nachhaltig verbessern – auch angesichts neuer Herausforderungen, etwa durch eine zunehmend heterogene Studierendenschaft und steigende Studierendenzahlen.

Das Ziel ist dabei unverrückbar: Jede einzelne Studentin und jeder einzelne Student, der sich an der Justus-Liebig-Universität Gießen immatrikuliert, muss ein ordnungsgemäßes, qualitativ unseren hohen Ansprüchen gerecht werdendes Studium absolvieren können.

Es ist bezeichnend, dass trotz dieser nie da gewesenen Belastung auch in den vergangenen 12 Monaten große Erfolge gelungen sind, beginnend mit dem erneuten Doppelerfolg beim „Hessischen Hochschulpreis Exzellenz in der Lehre“: Der seit 2007 ausgeschriebene Preis geht in der Kategorie „Einzelperson“ an Prof. Heiner Goebbels vom Institut für Angewandte Theaterwissenschaft. Der Chemie-Dozent Dr. Christian Würtele erhält für sein innovatives Modul „Bioanorganik“ den dritten Preis in der Kategorie „Projekt einer Arbeitsgruppe oder Organisationseinheit“.

Neue Lehramtsfächer werden derzeit eingeführt oder werden vorbereitet, so Kunst und Musik für das Gymnasiallehramt sowie das neue Fach „Darstellendes Spiel“. Bereits zum Wintersemester 2011/12 eingeführt wurde das neue Fach mit dem Arbeitstitel „Islamische Studien“ – dieses neue Angebot ist integraler Bestandteil des federführend von der Universität Frankfurt beim Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gestellten Antrags auf Einrichtung eines Zentrums für Islamstudien. Mit all diesen Entwicklungen wird der Anspruch der JLU, ihre Führungsposition bei der

Lehramtsausbildung in Hessen auszubauen, bestätigt. Einen weiteren großen Erfolg im Bereich Studium und Lehre will ich ebenfalls nicht unerwähnt lassen: Die drei mittelhessischen Hochschulen waren unter Federführung der JLU in der sehr kompetitiven Ausschreibung des BMBF mit dem Titel „Aufstieg durch Bildung: Offene Hochschulen“ erfolgreich. Nicht zuletzt auch wegen der breiten Unterstützung durch die regionalen Wirtschaftsverbände ist es uns damit gelungen, knapp 4½ Millionen EUR einzuwerben, mit denen in den kommenden Jahren neue vernetzte Strukturen in der universitären Weiterbildung in Zusammenarbeit mit der regionalen Wirtschaft entstehen sollen – gerade angesichts des anstehenden Fachkräftemangels ist dies ein großer Erfolg für die gesamte Region Mittelhessen.

Auch bei den großen Erfolgen der JLU im Bereich der Verbundforschung zeigt sich immer wieder, wie wichtig die vernetzte Zusammenarbeit mit weiteren starken Partnern ist. In der vierten Staffel des hessischen Landesexzellenzprogramms LOEWE (Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz) konnte die JLU in 2011 erneut einen Doppelerfolg erzielen; zwei von fünf neu bewilligten Projekten wurden an die JLU als federführende Hochschule vergeben: das Projekt „Non-neuronale cholinerge Systeme“ in der Medizin, an dem unter anderem die Universität Marburg beteiligt ist, und das Projekt „RITSAT – Raumfahrt-Ionenantriebe“ in der Physik, an dem unter anderem die Technische Hochschule Mittelhessen, aber auch das Deutsche Luft- und Raumfahrtzentrum beteiligt sind. Ebenfalls wurden verschiedene LOEWE-Projekte mit Beteiligung der JLU verlängert, so unter anderem das LOEWE-Zentrum „Helmholtz International Centre for FAIR“ und der LOEWE-Schwerpunkt „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“. In der fünften Staffel wurde die Antragsskizze für einen LOEWE-Schwerpunkt „STORE-E“ – Stoffspeicherung in Grenzschichten“ zur Vollantragstellung aufgefordert. Für das Schwerpunktprogramm „New Frameworks of Rationality“ stellt die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) insgesamt rund 12 Millionen EUR zur Verfügung.

Von herausragender Bedeutung für die Medizin in Mittelhessen, immerhin der drittgrößte universitätsmedizinische Standort in Deutschland, ist auch die massive Präsenz der JLU bei den neuen Nationalen Gesundheitsforschungszentren, deren Gesamtkonzepte im Frühjahr 2011 bewertet wurden. Die JLU koordiniert den Partnerstandort Gießen/Marburg sowohl im Deutschen Zentrum für Infektionsforschung (DZIF), als auch im Deutschen Zentrum für Lungenforschung (DZL) – beim DZL liegt sogar die wissenschaftliche Koordination des gesamten Nationalen Zentrums bei uns; und der Sitz des gesamten DZL ist Gießen. Ebenfalls sind einzelne JLU-Mitglieder am Partnerstandort Frankfurt des Deutschen Zentrums für Herz- und Kreislauferkrankungen beteiligt. Bei aller Freude über diese großartigen Erfolge wie auch über die vielen anderen hervorragenden inhaltlichen Leistungen in der Forschung über die gesamte Breite dieser Universität bleibt, wenn man auf das Jahr 2011 zurückblickt, ein gehöriges Maß an Enttäuschung über den Nichterfolg unserer neuen Antragsskizzen für die Exzellenzinitiative in allen drei Förderlinien zurück, auch wenn sich unser Nichterfolg einreihet in insgesamt sehr schwaches Abschneiden aller hessischen Universitäten.

Die Justus-Liebig-Universität Gießen hat ihre Internationalisierungsstrategie, die von den internationalen Gutachtern im Audit Internationalisierung der Hochschulrektorenkonferenz 2010 bestätigt wurde, im Jahr 2011 konsequent weiterverfolgt: Während zum Beispiel das Engagement in der Landespartnerschaft Hessen-Wisconsin, das bei der Delegationsreise des Ministerpräsidenten in besonderer Weise gewürdigt wurde, dem Austausch „in der Breite“ dient, setzt die JLU etwa beim Ausbau unserer seit Jahrzehnten gewachsenen Partnerschaft mit Kolumbien auf die weitere Stärkung eines bestehenden Exzellenzbereiches, nämlich des vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) geförderten meereswissenschaftlichen Exzellenzzentrums für Forschung und Lehre CEMarin. Aktuelle Kennziffern und Erfolge belegen das enorme Potential in der Internationalisierung: Von allen 367 deutschen Hochschulen sind wir auf Platz 16 bei der Ge-

samteinwerbung von DAAD-Mitteln, bei Förderungen von Projekten und Programmen durch den DAAD sogar unter den Top 10; der Europäische Sozialfonds fördert in den kommenden Jahren mit erheblichen Mitteln unser Begegnungszentrum „Lokal International“ (Gesamtvolumen über 1,3 Millionen EUR); in diesem Jahr wurde die JLU zum zweiten Mal mit dem E-Quality-Siegel ausgezeichnet, das für hervorragende Leistungen bei der Nutzung des ERASMUS-Programms (European (Community) Action Scheme for the Mobility of University Students) verliehen wird; und dieser Tage wurde die JLU auch mit einem Preis des Auswärtigen Amtes für exzellente Betreuung ausländischer Studierender ausgezeichnet. Diese Leistungen belegen, dass wir – so wie es die Gutachter im Audit der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) formuliert haben – auf einem sehr guten Weg zu einer „Modelluniversität für Internationalisierung“ sind.

Die bauliche Erneuerung der JLU lässt erfreuliche Entwicklungen verzeichnen. Im Rahmen des HEUREKA-Programms (Hochschul Entwicklungs- und Umbauprogramm: RundErneuerung, Konzentration und Ausbau von Forschung und Lehre in Hessen) wird Schritt für Schritt der Investitionsstau der vergangenen Jahrzehnte aufgelöst und die Universität auch baulich zukunftssicher gemacht:

In den Natur- und Lebenswissenschaften konnten mit dem – leider zunächst verschobenen – schrittweisen Bezug des Biomedizinischen Forschungszentrums Seltersberg inzwischen begonnen werden. Die Sanierung des Carl-Vogt-Hauses wurde zum Jahresende mit Mitteln des Konjunkturprogramms abgeschlossen. Der Neubau der Chemie ist in vollem Gange; der Spatenstich war Ende 2010. Im Herbst konnten wir die Grundsteinlegung für die neue Veterinärklinik durchführen. In der Medizin steht 2012 der „Science and Teaching“-Tower im Neubau des Universitätsklinikums vollständig zur Verfügung. Ein Forschungsgebäude Medizin mit weiteren Flächen wird am Aulweg entstehen, ebenso wie ein Lehrgebäude Medizin durch den Umbau der Alten Chirurgie.

In den Kultur- und Geisteswissenschaften konnten wir im Oktober das Ergebnis des Städ-

tebaulichen Wettbewerbs für die Neugestaltung des Philosophikums der Öffentlichkeit vorstellen. Der ausgewählte Entwurf bietet eine hervorragende Grundlage für die Integration des Philosophikum I und des Philosophikum II durch eine „Neue Mitte“, die auch eine neue Universitätsbibliothek, eine neue Mensa und neue Seminar- und Lehrgebäude umfassen wird, und zwar schon in einer ersten Ausbaustufe bis 2020. Bereits für diese erste Ausbaustufe hat das Land Investitionsmittel in Höhe von 125 Millionen EUR vorgesehen. Während wir beim Philosophikum mit einem ersten Spatenstich vielleicht im Jahre 2014 rechnen können, wird in der Licher Straße bereits zu diesem Zeitpunkt ein Hörsaal- und Seminargebäude für die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften entstanden sein; diese Maßnahme wird voraussichtlich ab 2014 für eine räumliche Entlastung in sehr nachgefragten Studiengängen sorgen. Die Gleichstellungspolitik der JLU wurde 2011 weiter vorangetrieben. So wurde das „Audit familiengerechte Hochschule“ für weitere drei Jahre re-auditiert. Die JLU setzte die im Frühjahr 2011 von der Konferenz Hessischer Universitätspräsidenten verabschiedeten hessenweiten Qualitätskriterien zur Gleichstellung in Berufungsverfahren in einem „Leitfaden zu gleichstellungsrelevanten Aspekten bei der Durchführung von Berufungsverfahren“ um. Die DFG bewertete die Umsetzung der forschungsorientierten Gleichstellungsstandards an der JLU mit Stadium zwei, da erfolgversprechende Maßnahmen bereits etabliert sind und weitere sich noch in der Planung befinden. Die DFG konstatierte, die JLU sei auf gutem Weg zu Stadium drei, bei dem ein überzeugendes Gesamtkonzept bereits überwiegend implementiert sein muss.

Auch im vergangenen Jahr wurden zahlreiche Mitglieder und Angehörige der Justus-Liebig-Universität Gießen mit Preisen ausgezeichnet. Es können an dieser Stelle nur einige wenige Beispiele für herausragende Ehrungen genannt werden: Prof. Dr. Martin Kramer erhielt die Ehrendoktorwürde der Uludag Universität Bursa, Türkei, und Prof. Dr. Reinhard Schnettler die Ehrenprofessurwürde der Universität Montevideo. Prof. i. R. Dr. Erwin Leibfried wur-

de mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Katja Urbatsch erhielt u. a. den Sonderpreis „Potenziale entfalten: Bildung für Integration in Hessen“ und den Studentenwerkspreis für besonderes soziales Engagement. Dr. med. Susanne Herold erhielt den Förderpreis „Klinische Infektionsforschung 2010“ der Deutschen Gesellschaft für Infektiologie. Prof. Dr. Johannes Kruse erhielt gemeinsam mit PD Dr. Wolfgang Wöller den Heigl-Preis der Heigl-Stiftung.

Dr. Johanna Hohmeister wurde mit dem Förderpreis für Schmerzforschung der Deutschen Gesellschaft zum Studium des Schmerzes e.V. geehrt. Prof. Dr. Dr. h. c. mult. i. R. Hartwig Bostedt nahm die Medaille „Verdienste um die

Landwirtschaft in Polen“ vom polnischen Landwirtschaftsminister entgegen. Christian Zimmermann und Prof. Klaus-Peter Zimmer erhielten den Forschungspreis 2011 der Deutschen Zöliakie-Gesellschaft. Dr. Christian Apitz wurde mit dem Wissenschaftspreis der Deutschen Gesellschaft für pädiatrische Kardiologie ausgezeichnet.

Für die Unterstützung zahlreicher größerer und kleinerer Projekte im vergangenen Jahr bin ich der Gießener Hochschulgesellschaft und all ihren Mitgliedern ausgesprochen dankbar.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Das abgelaufene Jahr 2011 zeigte einmal mehr die Größe und Fülle der Aufgaben, die wir in unserer Stadt auf dem Gebiet der Stadtentwicklung zu bewältigen haben. Der Abzug der Streitkräfte im Rahmen einer zweiten Konversionswelle, die Schließung großer Industriebetriebe und die Erneuerungen im Bereich der Universität sowie der Technischen Hochschule bescheren der Stadt seit Jahren einen nie dagewesenen Umstrukturierungsprozess, der den Rahmen des Üblichen bei Weitem überschreitet. Dies fordert alle Entscheidungsträger in besonderem Maße und weitsichtiges Handeln mit einer großen Verantwortung gegenüber der gesamten Bevölkerung.

Neben den aktuell geführten Debatten um die Landesgartenschau und anderer gesellschaftlicher Konfliktsituationen gibt es in Gießen aber auch Entwicklungen, die für viele Bürgerinnen und Bürger eher im Verborgenen entschieden werden. Auch hier möchte ich neue Wege beschreiten und politisch verantwortliches Handeln transparenter machen. Die Universitätsblätter bieten einen guten Rahmen, den bisherigen Erneuerungsprozess der Justus-Liebig-Universität Gießen auch einmal aus der Sicht des Magistrats darzustellen.

Dass sich die Justus-Liebig-Universität kontinuierlich erneuert, steht außer Frage. Mit dem Hochschul-Entwicklungs- und Umbauprogramm HEUREKA stellt das Land seit dem Jahr 2007 besondere Mittel für dringend notwendige Gebäudesanierungen aber auch wichtige Neubauten bereit. Die zeitgleich begonnene Privatisierung des Universitätsklinikums brachte zusätzliche Investitionen, so dass von einem Gesamtinvestitionsvolumen in Höhe von einer dreiviertel Milliarde Euro gesprochen wird.

Magistrat und planende Verwaltung begrüßten im Spätsommer 2007 daher die Entscheidung der Universität und des Landes Hessen sehr, die



anstehende Aufgabe mit einer Gesamtbeurteilung der räumlich-baulichen Entwicklungsmöglichkeiten anzugehen. Die im Rahmen einer Ideenkonkurrenz entwickelten Testplanungen verdeutlichten auf beeindruckende Weise, dass

die Stadt Gießen und die Universität im Stadtorganismus eine zusammenhängende Einheit bildet, die untrennbar miteinander verbunden ist. Diese enge Symbiose von Stadtbereich und Campusgelände sollte auch weiterhin erklärtes Ziel aller Veränderungen sein. Für die Koordination der großen Aufgaben wurde ein gemeinsames Lenkungsgremium geschaffen, in dem neben dem Magistrat der Stadt und der Spitze der Universität auch Vertreter des Landes Hessen als Finanzier des Prozesses beteiligt sind. Diese intensive Zusammenarbeit, die sich auf der Verwaltungsebene fortsetzt bzw. auch dort vorbereitet wird, hat sich als äußerst fruchtbar und wertvoll erwiesen.

Dieses Bekenntnis zur integrierten Entwicklung der JLU an bestehenden Standorten erfordert natürlich auch den geschärften Blick für mögliche Konflikte.

Neben Fragestellungen zum ruhenden Verkehr beinhaltet verantwortliches Handeln bei derartigen Stadtumbaumaßnahmen auch die Rücksichtnahme auf die angestammte Bevölkerung. Gerade in diesem Bereich gehört es zu den vorrangigen Aufgaben des Magistrats darauf zu achten, dass der in einem Gebiet wohnenden und arbeitenden Bevölkerung durch Großbaumaßnahmen keine Nachteile entstehen. Diese gilt es entweder abzuwenden oder im Ein-

vernehmen mit den Betroffenen zu mildern. Nur so kann Erneuerung nachhaltig und sozialgerecht betrieben werden. Diese Verpflichtung gegenüber den Anwohnern führte zum Beispiel bei der Standortfrage für das geplante Medizinische Forschungszentrum zu längeren Abstimmungsprozessen, die das eigentliche Bauprojekt um einige Monate verzögerten.

Für das aktuellste Projekt, die anstehende Erneuerung und Stärkung des Philosophikums, sind an zentraler Stelle an einem neuen Campusplatz wichtige Gemeinschaftseinrichtungen wie Bibliothek, Hörsäle und eine Mensa geplant. Die städtebaulichen Möglichkeiten ergeben sich an der Rathenaustraße und werden durch Konzepte zur Verkehrsberuhigung unterstützt. Die mit den Umbaumaßnahmen einhergehenden Veränderungen können jedoch nicht ohne eine Bewertung der Auswirkungen auf die bestehende Nachbarschaft entschieden werden. Damit ergibt sich für den Magistrat, die Justus-Liebig-Universität und die planende Verwaltung die wichtige Aufgabe, im weiteren Umsetzungsprozess genau herauszuarbeiten, welche Auswirkungen die anstehenden Umstrukturierungen und Baumaßnahmen im Einzelnen haben werden. Hier kann aber nur unter Beteiligung der Bürgerschaft eine abschließende Entscheidung getroffen werden.

Die Stadt Gießen hat sich insgesamt das Ziel gesetzt, auf gesamtstädtischer Ebene die Verkehrsvermeidung und Stärkung des Umweltverbundes mit Hochdruck voranzutreiben, indem das Radverkehrsnetz weiter ausgebaut wird und die Angebote des öffentlichen Nahverkehrs entscheidend optimiert werden. Erst

durch diese grundsätzliche Veränderung im Bereich der Verkehrsplanung wird es gelingen, die hohen Anteile des motorisierten Individualverkehrs dauerhaft zu reduzieren und die zuvor beschriebenen Verkehrskonflikte nachhaltig zu beseitigen.

Die beispielhaften Betrachtungen zeigen die Bemühungen der Beteiligten, die Universitätsstadt Gießen für zukünftige Aufgaben fit zu machen. Die Anstrengungen der JLU, im Hochschulranking national wie international den Anschluss zu halten und bei einzelnen Disziplinen in der Forschung sogar führende Rollen einzunehmen, können aber nur gelingen, wenn alle Institutionen und politisch Verantwortlichen sowie natürlich auch die Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt die Universität nach Kräften unterstützen.

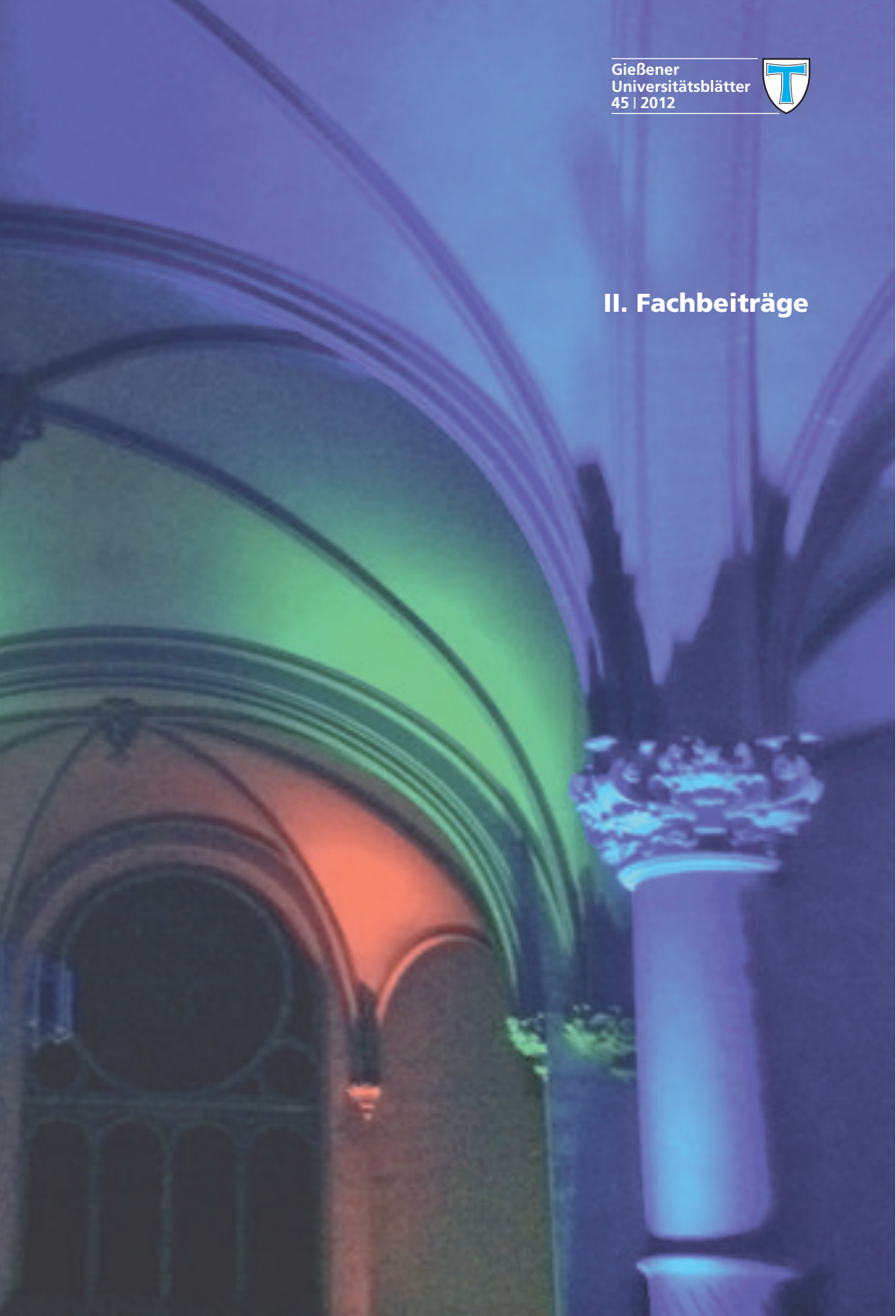
Die wechselvolle Geschichte der Stadt Gießen ist mehr als 400 Jahre mit der Entwicklung der Justus-Liebig-Universität Gießen verknüpft. Durch zahlreiche Höhen und Tiefen hindurch haben Stadtväter und Hochschule es immer wieder geschafft, miteinander die Gesicke der Universitätsstadt positiv zu lenken. An diese erfolgreiche Tradition möchte der Magistrat auch weiterhin anknüpfen. Die finanzielle Lage dieser Stadt erlaubt derzeit keine großen Sprünge, sondern erfordert sinnvolle und vor allem nachhaltige Strategien zur Mobilisierung öffentlicher und privater Finanzmittel.

Ich bin mir als Oberbürgermeisterin Gießens dieser großen Verantwortung bewusst.

Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin



II. Fachbeiträge



Thomas Kailer

Das Residuum des Bösen

Von der Schwierigkeit, Serienmord *wirklich* zu erklären

Kürten. Der Vampir mit dem Hammer

Düsseldorf stand unter Schock: In den Jahren 1929 und 1930 hielt eine brutale Mord- und Überfallserie die Stadt in Atem. Neun grausam ermordete Leichen waren gefunden, auf elf weitere Personen Überfälle mit Mordversuchen verübt worden. Die Ähnlichkeit der Taten ließ auf einen Serientäter schließen; Panik breitete sich aus. Allein: Die dafür heftig kritisierte Polizei konnte den Täter nicht fassen. Dies gelang nur durch Zufall: Ein falsch adressierter Brief, in dem eine Überlebende den Überfall einer Freundin schilderte und den Tatort (die Zweitwohnung des Täters) beschrieb, wurde der Polizei übergeben, die Ermittlungen aufnahm und auch die Ehefrau des Täters befragte. Als sie ihrem Mann von der Befragung berichtete, gestand er ihr, der gesuchte „Vampir von Düsseldorf“ zu sein.

Peter Kürten hatte seinen Opfern mit einem Hammer und einem Messer aufgelauert, sie mit einem Schlag gegen den Kopf betäubt und dann auf sie eingestochen. Dabei steigerte er sich in einen Blutrausch, denn nicht nur tötete und überfiel er in immer kürzeren Abständen; er stach auch immer heftiger und öfter auf seine Opfer ein. Das fließende Blut der Opfer erregte ihn: „Zum Beispiel hatte ich das Blut rauschen gehört, dann war das bestimmt mal sicher, der Samenerguß; das ist eine Tatsache, daran kommt man nicht vorbei“.¹ Mindestens einmal hat er das Blut eines Opfers getrunken.² Die Öffentlichkeit war entsetzt, die Presse bezeichnete Kürten als „Vampir von Düsseldorf“, als „Bestie in Menschengestalt“. Die psychiatrischen Gutachter aber waren sich einig: Kürten habe mit Vorsatz gehandelt und sei zum Zeitpunkt der Tat im Besitz seiner geistigen Kräfte, also zurechnungs- und damit straffähig gewesen. Als Motiv identifizierten sie sexuelle Befriedigung, als Ursache der Gewalt Sadismus. Entsprechend plädierte der Oberstaatsanwalt, auch angesichts der Grausamkeit und Anzahl der Taten: „Wenn jemals ein Lustmörder die Todesstrafe verdient hat, so ist es Peter Kürten“.³ Kürtens Verteidiger versuchte noch, ihn für unzurechnungsfähig zu erklären, da die „Abnormi-



Abb. 1: Kürten mit Hut und Spazierstock

tät“ der Taten „mit menschlichem Tun nichts mehr gemeinsam“ habe und man bei ihm „vor einem psychologischen Rätsel“ stehe.⁴ Doch vergeblich: Das Schwurgericht Düsseldorf verurteilte Kürten zum Tode. Er wurde am 2. Juli 1931 hingerichtet.

„Warum?“ Serienmord als erklärungsbedürftiges Phänomen

Während Gutachter, Staatsanwalt und Gericht also keinerlei Zweifel hegten an Vorsatz und Schuldfähigkeit Kürtens, sah sich dessen Verteidiger angesichts der „Abnormität“ der Taten vor ein psychologisches Rätsel gestellt. Jenseits prozesstaktischer Manöver verweisen diese konträren Haltungen auf zwei Deutungsmuster, die Serienmordprozesse häufig prägen: die Deutung des Mörders als kaltblütiger „Killer“ einerseits, als außermenschliche „Kreatur“ andererseits.⁵ Es handelt sich hier um eine Art „Unschärferelation“, bei der zwei Merkmale von Serienmördern nicht zusammengedacht werden können: das scheinbar rational-planvolle Vorgehen zum einen und die Abscheulichkeit der Morde, die sinnlose Gewalt und Brutalität, die Degradierung der Opfer zu Objekten der Lustbefriedigung zum anderen. Die Taten von Serienmördern schockieren, sie liegen außerhalb jeder Vorstellbarkeit, die Motivation zum seriellen Töten und dessen „Zweck“ sind mit „normalen“ Kriterien nicht nachvollziehbar. Das provoziert zwei zusammenhängende Fragen: Kann sich jemand zur Anwendung solch exzessiver Gewalt frei entscheiden, gehört sie also in das Handlungsrepertoire des vernunftbegabten Menschen? Oder ist diese Gewalt Ausdruck eines fehlgeleiteten, krankhaften Triebes, der jede Selbstkontrolle aufhebt, einer eher kreatürlichen denn menschlichen Natur des Serienmörders gar? Anders gewendet: Warum tut ein Mensch so etwas?

Genau dieses „Warum?“ und unser Bedürfnis nach einer Antwort beschäftigt uns hier. Die unerklärliche Gewalt, das scheinbar motiv- und zwecklose serielle Morden findet in einer rationalisierungsbedürftigen Öffentlichkeit keine semantische und mentale Passung. Es bleibt dunkel und unenthüllt. Auf die Frage nach dem

„Warum?“ gibt es kein einfaches, kausales „Darum!“. Auch im Fall Kürten nicht, wo trotz intensiver psychiatrischer Durchleuchtung die Spannung zwischen dem Bedürfnis nach Erklärung und der Unerklärlichkeit der brutalen Morde nicht aufgehoben, das entscheidende „psychologische Rätsel“ nicht gelöst wurde. Sicher, die Frage, warum Kürten einen Menschen grausam und brutal mit vierzig Messerstichen tötete, wurde beantwortet: aus Sadismus. Das war juristisch hinreichend, Kürten, den „Killer“, für straffähig zu halten. Die Erklärung war zudem plausibel, denn unser Alltagsverständnis von Sadismus weiß: Grausamkeit kann zur Befriedigung von Lust dienen. Die Plausibilität von „Sadismus“ war demnach semantisch hinreichend, das „kreatürliche“ der Taten Kürtens zu erklären. Aber es stellen sich nun weitere Fragen: Warum entstand diese Lust an der Gewalt, die Gewalt zur Lust ist? Warum äußerte sich Kürtens Sadismus ausgerechnet in der seriellen Tötung von Menschen? Tat er es kaltblütig, allein um des Verlangens willen, andere Menschen leiden zu sehen? Oder hatte er nie wirklich Mechanismen der Selbstkontrolle ausprägen können; war er (eine zweifelhafte These) als Sadist geboren oder hatte er unbewusst den Sadismus im lieblosen Umfeld seines brutalen Vaters habitualisiert, um eigene emotionale Reaktionen auf unschöne Erfahrungen mit positiven Gefühlen zu kompensieren? Hätte Kürten seine Taten also überhaupt verhindern können, konnte er verantwortlich sein für seine Taten? Weiterfragen führt zu neuen Fragen, und die Eindeutigkeit der plausiblen Erklärung „Sadismus“ wäre ebenso ins Wanken geraten wie die Schuldfähigkeit Kürtens. Doch auf die Suche nach diesen tieferen und komplexen Ursachen des serienmordenden Sadisten machte man sich nicht. Man gab sich damit zufrieden, die Ursache der Gewalt plausibel erklärt und Vorsatz und Schuldfähigkeit Kürtens bestätigt zu haben. Verständlich wohl, denn die Konsequenz, für die tatsächliche Verantwortlichkeit eines Serienmörders keine letztgültige Sicherheit zu haben, kann die schutzbedürftige, nach Bestrafung verlangende Öffentlichkeit nicht befriedigen: Wer nicht zurechnungs- und damit schuldunfähig ist, der wird nicht bestraft, son-

dern allenfalls in einer psychiatrischen Einrichtung verwahrt. Es ist jedoch für eine Gesellschaft, die mit Serienmord konfrontiert ist, nur schwer erträglich, den ins Serielle gesteigerten Tabubruch des Tötens nicht gesühnt und die Gefährlichkeit des scheinbar Motivlosen nicht beseitigt zu wissen. „There is good reason for us to have a visceral, strongly negative reaction to the evil person and his or her deeds – such people have interests that are strongly at odds with the basic terms of our living together. So we want them expelled, destroyed, or otherwise expunged from our lives“ – das erklärt aber auch, „why the non-responsibility of psychopathic serial killers should leave us a bit unhappy“.⁶

In Serienmordprozessen findet sich häufig eine pragmatische Lösung für die schwierige Spannung zwischen „Killer“ und „Kreatur“: die Konstruktion des „kranken Täters“. Dieses Amalgam liefert die plausible Erklärung für die Bestialität der Morde und erlaubt zugleich die Bestrafung des Täters – eine wirkliche Erklärung für dessen Taten bietet freilich auch sie nicht. Das ist aber unnötig, dient sie doch dem Zweck, die Unschärferelation zu überwinden: Der Serienmörder als „kranker Täter“ ist weder das eine (einfach ein Mensch wie du und ich), noch das andere (ein „Etwas“, das nicht als Mensch geboren ist). Der „Bestie“ wurde ein Teil ihrer Menschlichkeit genommen, was die Grausamkeit der Taten semantisch erklär- und verkräftbar machte; „Kürten“ wurde Vorsatz und Zurechnungsfähigkeit attestiert, was genug Menschlichkeit in ihm beließ, ihn zu bestrafen. Nur der „kranke Täter“ konnte, semantisch wie juristisch, am Ende des Prozesses (be)stehen – unmenschlich, aber schuldig und straffähig.

Stereotypen. Von der Schwierigkeit, Serienmord *wirklich* zu erklären

Der „kranke Täter“ ist eine Zumutung für die Gesellschaft, denn er zwingt sie auszuhalten, dass er aus ihrer Mitte stammte und doch nicht erkannt worden ist, dass ein Mensch handelte und doch in diesen Taten nichts Menschliches war. Es ist ein Dilemma, jemanden zu verurteilen aufgrund plausibler Erklärungen, aber ohne

tieferes Kenntnis der letzten Ursachen seiner Taten, allein aus dem verständlichen Bedürfnis, die grausame und brutale Gewalt dieses Menschen zu verhindern, ihn durch Wegschließen oder – wo die Todesstrafe gilt – durch Hinrichtung beseitigt sehen zu wollen.

Wir entziehen uns diesem Dilemma, indem wir der plausiblen Erklärung den Vorrang geben und für die schwierige Frage nach dem letzten Grund von Serienmord auf stereotype Erklärungen des Bösen zurückgreifen. Wo die Absicht des Serienmörders nicht mit vertrauten Maßstäben messbar ist, wo sich der moralische Kosmos des Täters so fundamental von dem unseren unterscheidet, wo die letzten Gründe dunkel bleiben, verlagern wir das Unvorstellbare und das Rätselhafte in das Reich der Fantasie, was sich etwa in einschlägigen Beinamen wie „Werwolf von Hannover“, „Vampir von Düsseldorf“ oder „Monster von Milwaukee“ äußert. Einerseits also üben wir faktische Macht aus über das Böse und bannen es in unserer Welt durch Verurteilung aufgrund einer plausiblen Erklärung. Andererseits gönnen wir uns ein Residuum des Bösen, in das wir das Unergründliche, das letzte Rätsel unerklärlicher Gewalt abschieben können. Die Bannung des Bösen im Hier und Jetzt hat den Serienmörder sicher aus unserer Mitte entfernt, und das unbestimmte Dort des Residuums des Bösen erlaubt den wohligen Schauer des unerklärlichen Horrors – aus sicherer Entfernung.

Gleichwohl verhindert das Residuum des Bösen mit seinen Stereotypen der Gewalt eine wirkliche Erklärung von Serienmord, eine echte Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen „Warum?“. Die Stereotypen der Gewalt geben als Deutungsrahmen „Unerklärlichkeit“ vor und entheben uns damit der Notwendigkeit weiterer Erklärungen, indem sie unsere Wahrnehmung von Gewalt (von Serienmord zumal) steuern helfen. Drei dieser Stereotypen sollen im Folgenden kursorisch betrachtet werden: die Stereotype der bösen, der absoluten und zuletzt der pathologischen Gewalt. Zuvor jedoch muss dieses ominöse „Wir“, von dem hier so oft die Rede ist, aufgelöst werden; zunächst also noch ein Wort über uns: die Zuschauer.



Die Nachricht von der Hinrichtung ...



hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet ...



und zahlreiche Neugierige angelockt.

Abb. 2–5: Comic-Illustrationen von Pierre Thomé: Die Hinrichtung des Werwolfs von Düsseldorf, in: Strapazin. Das Comic Magazin 11/1987, S. 38–61.

Zuschauer. Gewalt als gemeinschaftsbildende Erfahrung

„Wo immer Gewalt geschieht, ist der Zuschauer nicht weit“. Sofsky zielt damit nicht nur auf den unmittelbaren Beobachter von Gewalt, sondern auch auf den, der sich mit medial vermittelter Gewalt konfrontiert.⁷ Keineswegs nur Neugier oder die Lust an der Sensation seien dabei im Spiel, denn „was den Zuschauer erregt, ist die Gewalt selbst. Sie stößt ab, ängstigt, verlockt und ergötzt“ – auch, weil die „Angstlust der Faszination“ in sicherer Entfernung ablaufe: „Nicht dem Zuschauer, dem Opfer widerfährt die Gewalt. [...] Der Schrecken läßt ihn erschauern, doch zugleich genießt er, sich selbst in Sicherheit zu wissen“. Deshalb liege Distanz zwischen Opfer und Zuschauer, und nur flüchtig seien „Anflüge von Mitgefühl, die das Gewissen beruhigen und moralische Genugtuung verschaffen“.⁸ Diese sei aber nicht mit Mitleid zu verwechseln, denn in der geschützten Ferne zum Opfer, das er leicht auch selbst sein könnte, neige der Zuschauer nicht selten dem Täter zu, gelte die Faszination dem Handeln und nicht dem Leiden, eher der unbegreiflichen Energie und der Unerbittlichkeit des Täters.⁹

Der Serienmörder bietet für diese ambivalente Form der Faszination eine starke Projektionsfläche. Scheinbar mühelos und autonom setzt er sich über Konventionen und Tabus hinweg, lebt lange Zeit ungestraft etwas aus, das auch im Zuschauer ist: die Fähigkeit zu Gewalt und Grausamkeit. Im voyeuristischen Blick entdeckt der Zuschauer eigene, durch moralische Hemmnisse und Selbstkontrolle unterdrückte Gewaltfantasien. Doch die ins Extrem gewendete (Un-)Menschlichkeit und grausame Brutalität verursacht zugleich Abscheu; die Anziehungskraft der stellvertretenden Autonomie des Serienmörders weicht schnell dem Entsetzen und der Verachtung darüber, wozu der Mensch fähig ist, wozu dieser Mensch fähig war. Dazu tragen auch die Medien bei, die von Gewalt und Serienmord häufig explizit berichten. Medial vermittelt wird die unmittelbare Gewalterfahrung der Opfer gewissermaßen transzendiert und so zu einer spezifischen, kollektiven Erfahrung. „Der Zuschauer ist eine soziale Figur, sein Verhalten ist ein kollektiver Vorgang, der direkt an den Anlaß gebunden ist“, seine Reaktionen und Haltungen können nicht ohne die Wirkungen der Gewalt verstanden werden.¹⁰ Und, so ist zu ergänzen, nicht ohne die Wirkungen der Gewaltpräsentation in den Medien: Die medial vermittelte Gewaltwahrnehmung hat kollektiven Charakter, weil sich über die Rezeption von transzendierter Gewalt durch „Gefühlsteilnahme“ in Form von Wut auf den Täter oder einer emotionalen Reaktion auf das unverdiente Schicksal des Opfers,¹¹ eine Gemeinschaft konstituiert, eine „anonyme Gesellschaft auf Zeit, einzig verbunden durch jenes Ereignis, das seine Aufmerksamkeit fesselt“.¹² Die Anziehungskraft von Gewalt und Verletzung und die Art und Weise, wie sich diese Gemeinschaft, gleichsam virtuell, um die Gewalt herum und bezogen auf diesen Anlass versammelt, hat Mark Seltzer auf den Begriff der „wound culture“ gebracht, manifest in der „public fascination with torn and open bodies and torn and opened persons, a collective gathering around shock, trauma, and the wound“, deren moderner Kondensationspunkt im Übrigen die Figur des Serienmörders sei.¹³

Der Fall Kürten hat die Einwohner Düsseldorfs zu einer solchen, durch das Ereignis verbundenen Gemeinschaft gemacht. Eine Gemeinschaft der Angst zunächst. Während der ungeklärten Mordserie entstanden regelrechte Psychosen. Die „Überfall-Psychose“ (gemeldete Überfälle waren frei erfunden), die „Vermissten-Psychose“ (vermisste Angehörige tauchten wieder auf) und schließlich die „Brief-Psychose“: Düsseldorfer Zeitungen hatten zwei echte Briefe Kürtens mit detaillierten Tatortbeschreibungen veröffentlicht. Je länger die Aufklärung des Falles auf sich warten ließ, desto mehr falsche „Mörder-Briefe“ gingen bei Zeitungen und der Polizei ein, etwa: „An mein Volk! Ich bin wieder da, der Massenmörder von Düsseldorf ... es müssen noch verschiedene Weiber weg vom Erdboden“.¹⁴ Insgesamt 160 Briefe ähnlichen Inhalts zeugen davon, dass die medial vermittelte Gewalterfahrung im anonymen Kollektiv zur Teilhabe anregte, dazu, so nahe wie möglich an die Gewalt, an den Täter und an den Thrill heran zu rücken.

Nach Kürtens Verhaftung überwog in der Presse und in den Leserbriefen ein emotionalisiertes Klima der Lynchjustiz. Die Gemeinschaft der Angst wandelte sich in eine durch Rache verbundene Gemeinschaft. Ein Kommentator etwa forderte die Veröffentlichung der Fotografie eines der ermordeten Mädchen; dadurch würde es „über solche Fragen wie Todesstrafe oder nicht, über keine jener vielen anderen Fragen noch eine Meinungsverschiedenheit geben“.¹⁵ Als Kürten hingerichtet war, vollzog sich als letzter Akt die Erlösung der Gemeinschaft, die sich um Kürtens Gewalt herum gebildet hatte; die Angst- und Rachegemeinschaft hätte erleichtert aufatmen und sich auflösen können. Doch daran wurde sie noch durch kritische Stimmen wie etwa die Siegfried Kracauers gehindert, der gegen die Todesstrafe für Kürten eintrat. Wichtiger sei es, „die dunklen Motive freizulegen, denen das vielfach geäußerte Verlangen nach Kürtens Hinrichtung entstammt“, das er als „Zeichen eines Rückfalls in die Mythologie“ deutete.¹⁶ Schon Kracauer wies auf das Residuum des Bösen hin, darauf, dass der Fall Kürten zwischen



Nunmehr erklärt der Oberstaatsanwalt, sich an den Scharfrichter wendend: „Hiemit übergebe ich Ihnen den Arbeiter Peter K. ... Walten Sie Ihres Amtes.“



Böse Gewalt

Ich töte, also bin ich. Dieser Satz ist eine Provokation. Denn es widerstrebt, das Auslöschen von Leben als Seinsgrund, als die basale Seinserfahrung eines Menschen, zu akzeptieren. Und doch entspricht dieser Satz ziemlich genau dem Bild, das wir uns gewöhnlich vom Serienmörder zu machen pflegen: Wir stellen ihn uns vor als einen Menschen, der sich nur über sein Töten definiert, der nur im Morden zu sich selbst findet, sich selbst sogar überhaupt nur noch im Moment des Tötens spürt. Als jemanden, der nur auf die Befriedigung seiner eigenen Triebbedürfnisse aus ist, ohne Rücksicht auf andere. Als jemanden, der das Töten zu seinem Lebensinhalt gemacht hat, der mit kalter Präzision sein Ziel verfolgt.

Das wirkliche Leben echter Serienmörder entlarvt dieses Bild als Projektion des Zuschauers: „Monstrous acts do not necessarily proceed from monsters“

Rekursen auf mythologisch-dämonologische („Vampir“) und wissenschaftliche Vorstellungen („Sadist“) changierte. Erinnerungskulturell durchgesetzt hat sich der „Vampir“; bis heute firmiert Kürten unter diesem Label. Oberflächlich betrachtet scheint es, als vertraute die Erinnerungsgemeinschaft der wissenschaftlichen Erklärung nicht. Genau genommen aber sehen wir hier eben jene Verlagerung des Unerklärlichen in das Residuum des Bösen, wo Stereotype über Gewalt präzise Erklärungen der Ursachen von Serienmord überflüssig machen.

– vielmehr übertragen wir unsere Abscheu gegenüber solch grauenhaften Taten auf die Person, die diese Taten verübt. „We expect that the person who committed the acts to be as horrible as the acts themselves. But ultimately we find the evildoer pedestrian, his life outside of the crime and its contexts relatively unremarkable.“¹⁷ Besonders Kürtens harmlose Erscheinung war ein Thema: Hinter der Maske des Biedermannes sehe man „das Entsetzliche, wirklich noch nie Dagewesene, die Abscheulichkeit einer seelischen sadistischen Mißgeburt. Man kann alles, was da gesagt worden ist, nur an-

deuten. Eine Schreckenskammer des Gräßlichen ist diese Seele“; Kürten sei „eine der entsetzlichen Erscheinungen, die jemals die Menschheit, der Abgrund der Menschheit wie eine Sumpfblase ausgestoßen hat“. ¹⁸ Kürten, der Biederermann. Erwartet wurde ein „Monster“, zu sehen war – ein gewöhnlicher Mensch.

Die Vorstellung, jemand finde nur im Töten zu sich selbst, provoziert auch deshalb, weil sie unsere Angst aktiviert, Opfer eines sinnlosen Verbrechens zu werden, eines Mordes, der nur dazu dient, dem Sein des Mörders Bedeutung zu verleihen. Er provoziert, weil er uns daran erinnert, nicht um die Konfrontation mit dem Bösen umhin zu können und impliziert: Es gibt ihn, den Menschen, der nicht böse wurde, sondern böse ist – und deshalb tötet. Doch anders als die üblichen Verdächtigen des Bösen, wie Teufel, Dämonen,

Vampire, Zombies, die als dem Menschen fremd empfunden werden, stellt uns die beweisbare Existenz von Serienmördern vor ein Problem: Er ist, eben, ein Mensch. Einer von uns. Das ist nur schwer in Einklang zu bringen mit unserer Alltagsvorstellung vom Bösen, doch mit Mephistopheles ließe sich über die heutigen Menschen sagen: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben“. ¹⁹

Der Serienmörder als moderne Inkarnation des Bösen. Durch die Rede von der „Bestie in Menschengestalt“ wird das Unerklärliche, das Böse schlechthin, in der Person des Serienmörders subjektiviert. Mit wichtigen Folgen für die soziale Affektkontrolle: Die Affektivität des sozialen Strafen wird durch die Funktion der staatlichen



Der Scharfrichter tritt mit entblößtem Haupt vor den Oberstaatsanwalt und spricht: „Die Hinrichtung ist vollzogen“.

Kontroll- und Strafinstanzen gebündigt, denn sie löst die irrationalen Strafbedürfnisse der Bevölkerung ein und absorbiert sie. „Die weitgehend unbewußt ablaufenden psychischen Mechanismen [...] weisen das gesamte System strafrechtlicher Sozialkontrolle als neurotisches Symptom einer latent pathologischen Gesellschaft aus“. ²⁰ Die Affekte bleiben gezügelt, sie werden aus dem sozialen Bewusstsein verdrängt und durch Rationalisierungen, Verschiebungen oder Sublimierungen von einem Mantel der Vernunft umhüllt. Und der Verbrecher erfüllt eine wichtige, wenngleich irrationale gesellschaftliche Funktion, denn er dient einer kollektiven Affektregulierung, der Transformation krimineller Energien in strafrechtliche Reaktion

auf Verbrechen, also der Projektion der eigenen, unerlaubten Wünsche auf: Sündenböcke. Das Stereotyp der bösen Gewalt erlaubt nicht nur die Verlagerung des Unerklärlichen in das Residuum des Bösen, für das der Serienmörder gleichsam als Signum steht, sondern auch die Regulierung des sozialen Affekthaushalts: Dem Serienmörder wird das Böse schuldhaft zugerechnet, und die plausible Erklärung rationalisiert und rechtfertigt seine Bestrafung.

Absolute Gewalt

Serienmorde bringen den Zuschauer an die „Grenze zweckrationaler Deutung“²¹. Angesichts der scheinbar motivlosen Gewalt, die um ihrer selbst willen ausgeübt zu werden scheint, versagen die Mechanismen des Verstehens, das nur das „vernünftige“ Verhältnis von Zweck und Ziel kennt und akzeptiert. Das sich im Serienmord offenbarende Verhältnis von Zweck und Ziel aber scheint sich dem rationalen Zugriff des Beobachters zu entziehen.

Für Sofsky trennt die Grenze der zweckrationalen Deutung die instrumentelle von der absoluten Gewalt. Instrumentelle Gewalt sei Mittel zum Zweck; der Zweck dirigiere die Gewalt, rechtfertige ihren Gebrauch, kanalisieren die Aktivitäten, gebe Richtung und Ende vor, begrenze ihren Einsatz und ihr Ausmaß. Damit sei instrumentelle Gewalt zugänglich für zweckrationale Deutung: „Sie findet ihren Grund in dem Verhältnis, in dem sie zu dem Zweck steht“. Instrumentelle Gewalt stehe demnach im Dienst einer Rationalität.

Absolute Gewalt hingegen kehre dieses Verhältnis um: Rationalität stehe hier im Dienst der Gewalt; der Verstand sei nur mehr Werkzeug zu ihrer Steigerung. Der Zweck habe seinen teleologischen Charakter verloren, die Bindung an externe Zwecke sei aufgelöst. „Gewalt wird grundlos, absolut. Sie ist nichts als sie selbst“ und zielt nur auf die Fortsetzung und Steigerung ihrer selbst – ohne einen Zweck, der ihr ein Ende setze. Damit sei absolute Gewalt „reine Praxis: Gewalt um ihrer selbst willen“. Es sei „keineswegs unersättliche Machtgier“, die zu absoluter Gewalt antreibe; es sei vielmehr „die Gewalt selbst, die nach weiterer Gewalt ver-

langt“, nach immer stärkerer Dosierung. Darin begründe sich ein habituelles Muster, eine Gewohnheit: „Umgehend gewöhnt sich der Täter an das, was anfangs nur eine Einzeltat war. Es ist wie das Öffnen einer Schleuse. Ist die Grenze des Verbots überschritten, ist der Weg frei. [...] Der ersten Tat folgt die zweite, ja, die erste Tat erzeugt selbst die zweite. Der Täter ahmt sich selbst nach“ – dem immer gleichen Muster folgend, ritualisiert, seriell. Dabei frapriere die Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern, ihre Degradierung zum Objekt, zum „Rohstoff der Wollust“. Hemmungen seien seit der ersten Tat ohnehin keine zu überwinden; die Täter „wiederholen nur, was sie längst sind. Die Grausamkeit ist ihnen zum Habitus geworden“. Da Rationalität hier im Dienst der Gewalt stehe, unterliege der Betrachter leicht der Täuschung, dass Taten, die mit Bedacht verübt werden, auch ein Ziel oder einen Zweck hätten – „als ob es für alles menschliche Verhalten einen zureichenden Grund, einen teleologischen Sinn geben müsse, der das bloße Tun transzendiert. Absolute Gewalt genügt sich selbst“.

Der Außenstehende ist geneigt, in den Taten von Serienmördern eben diese absolute Gewalt am Werk zu sehen. Welchen anderen Grund kann es haben, seriell Menschen zu töten, als die Gewalt selbst? Nicht Habgier trieb Kürten an; weder tötete er in einem Krieg noch als Auftragskiller. Er mordete, so scheint es uns, allein um des Mordens willen. Darin war Kürten autonom: Er zog aus, um zu töten, nahm sich in absoluter Souveränität das Recht heraus, das Leben eines Menschen zu beenden. Er tötete aus Sadismus, der laut Sofsky jedoch gerade ein Kennzeichen der absoluten Gewalt ist und nicht ihr Grund, so dass sich im Sadismus eben die absolute Gewalt selbst zeigt – und darin sich selbst genügt. Diese Gewalt ist grundlos, denn sie verweist auf sich selbst als ihr eigener Grund und Zweck.

Der Begriff der absoluten Gewalt ist ein Stereotyp der Gewalt. Denn genau genommen sagt er nur etwas über unsere Wahrnehmung von Gewalt aus, nichts aber über deren Entstehung oder ihre (fehlende) Zweckhaftigkeit. Wir deuten gewalttätige Akte, versuchen sie mit einem Sinn zu belegen, in ihnen einen Zweck zu erkennen – und wir kapitulieren dort, wo für uns we-

der Sinn noch Zweck zu finden sind. Das Konzept der absoluten Gewalt bietet uns aber die Möglichkeit, das Unerklärliche des Serienmords in das Residuum des Bösen zu verlagern. Es erlaubt uns, unser Bedürfnis nach einer Erklärung auch dort zu befriedigen, wo wir keine finden. Unerklärliche, weil für den Betrachter sinn- und zwecklose Gewalt wird dann zu Gewalt um ihrer selbst willen und damit zu absoluter, der Sinn-suche entthobener und unserer Rationalität entzogener Gewalt. Eine präzise Erklärung von Serienmord ist damit überflüssig. Und wenn wir doch so etwas wie Zweck im Serienmord finden? Wenn wir glauben, diesen in der Ausübung von Macht über die Opfer oder in der sexuellen Befriedigung erkennen zu können? Dann, so würde Sofsky sagen, erliegen wir der Täuschung, weil wir verzweifelt nach einem Grund für das Grundlose suchen. Dafür aber gibt es keine Erklärung.

Das Stereotyp der absoluten Gewalt und die Autonomie souveräner Gewalt kennen wir übrigens: von Nietzsche, von de Sade – und von Hannibal Lecter. Von einer sozialutopischen Forderung und von literarischen Repräsentationen also. Das echte Leben, und nicht zuletzt das von Serienmördern – es vermag der Grandiosität des Absoluten nicht standzuhalten.

Pathologische Gewalt

Das echte Leben wirklicher Serienmörder ist hingegen oft geprägt durch frühkindliche Traumata, durch Bindungsstörungen, durch dissoziale Strukturen – durch leidvolle Erfahrungen also, die zu teils massiven Persönlichkeitsstörungen führten. Der Kriminalist Stephan Harbort schätzt, dass neun von zehn Serienmördern solche Störungen zeigten. Am häufigsten tritt die dissoziale Persönlichkeitsstörung auf, die sich z. B. in Verantwortungslosigkeit, Missachtung sozialer Normen, Beziehungsstörungen, geringer Frustrationstoleranz, niedriger Schwelle für gewalttätiges Handeln und geringem Schuldbewusstsein äußert. Signifikant findet sich noch die emotional instabile Persönlichkeitsstörung (z. B. verminderte Impulskontrolle, mangelnde Selbstkontrolle, episodenhafte bzw. eruptive Gewalt, mangelnde Kritikfähigkeit), andere Stö-



Abb. 6: Portrait Peter Kürten

örungen in unter zehn Prozent der Fälle.²² Auch Störungen der Sexualpräferenz kommen bei Serienmördern vor; gleich mehrere in 41 Prozent, Sadismus immerhin in 36 Prozent der Fälle, außerdem Fetischismus (32), Pädophilie (27), Nekrophilie (18) und Exhibitionismus (18).²³

Damit scheint eine gängige Vorstellung der pathologischen Gewalt von Serienmördern empirisch bestätigt zu sein: Beinahe jeder hat eine Persönlichkeitsstörung (viele nicht nur eine) oder/und eine gestörte Sexualpräferenz. Ist damit etwa die Entstehung des seriellen Tötens hinreichend erklärt? Nein, denn auch der umgekehrte Satz ist richtig: Nicht jeder Mensch mit einer Persönlichkeitsstörung wird zum Serienmörder. Das wiederum bedeutet, dass wir nur ex post etwas über den einzelnen Serientäter wissen können, nichts aber ex ante und generalisierend über den Serienmörder als spezifische Kategorie. Wir können nicht vorher wissen, ob jemand mit einer Persönlichkeitsstörung zum Serienmörder wird, was es so schwer, wenn nicht unmöglich macht, Serienmord und seine Entstehung über die reine Darstellung des Einzelfalls hinaus, zu erklären. Und natürlich ist da noch die Unmöglichkeit, aus der Sozialisation und der Identitätsentwicklung den einen, maßgeblichen Faktor zu bestimmen.

Daher überrascht es nicht, dass auch wissenschaftliche Erklärungen von Serienmord im Residuum des Bösen verortet werden. Selbst in der *scientific community* macht sich Resignation breit: „Keine der bisherigen Theorien vermag es, die Ursachen für serielles Töten umfassend und plausibel zu erklären. Jede für sich genommen enthält i. d. R. ein wahres Moment [...]. Möglicherweise sind all diese Erklärungsversuche nur eine Projektion unserer eigenen Wahrnehmung von Welt, während das destruktive Handeln der Täter lediglich dem Prinzip des Selbstzwecks folgt“.²⁴ Vermeintliche Erklärungsmodelle entpuppen sich als externe Deutungsmodelle, als nachträgliche Beschreibung der Metamorphose des emotional gestörten Individuums zum Serienmörder – und sagen damit mehr darüber aus, worin dieser externe Beobachter einen guten Grund für das Ausüben von Gewalt sieht. Auch die Pathologisierung der Gewalt von Serienmördern erweist sich damit ebenso als ein Stereotyp der Gewalt im Residuum des Bösen wie das der bösen und das der absoluten Gewalt. Alle drei Stereotype erfüllen jedoch eine für die Zuschauer wichtige Funktion, denn sie helfen dabei, das Dilemma, das uns der „kranke Täter“ ist, zu überwinden. Der letzte Rest des Zweifels, das Unerklärliche der unverstehbaren Taten, findet im Residuum des Bösen seinen Platz, in der Sicherheit unhinterfragter Bilder vom Bösen. Serienmörder haben dort mittlerweile ihren eigenen Saal, doch statt der teuflischen Fratzen in einem Panoptikum des Abnormen sehen wir – eine Galerie der Banalität des Bösen.

Anmerkungen:

- ¹ Lenk, Elisabeth/Kaever, Katharina (Hg.): Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf. Frankfurt/M. 1997, S. 132.
- ² Ebd., S. 209.
- ³ Ebd., S. 255.
- ⁴ Ebd., S. 256.
- ⁵ Lindner, Martin: Der Mythos „Lustmord“. Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932, in: Linder, Joachim/Ort, Claus-Michael (Hg.): Verbrechen – Justiz – Medien. Tübingen 1999, S. 273–305, hier S. 274.
- ⁶ Vargas, Manuel: Are psychopathic serial killers evil? Are they blameworthy for what they do?, in: Waller (Hg.), Serial Killers, S. 66–77, hier S. 76.

- ⁷ Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt. Frankfurt/M. 1996, S. 103.
- ⁸ Ebd., S. 107f.
- ⁹ Ebd., S. 116.
- ¹⁰ Ebd., S. 103f.
- ¹¹ Hoffmeister, Maren: Emotionen im Fokus des Deutungsmusters Lustmord, in: Paragrana 20 (2011), S. 121–127, hier S. 127.
- ¹² Sofsky, Traktat, S. 112.
- ¹³ Seltzer, Mark: Serial Killers. Death and Life in America's Wound Culture. New York, London 1998, S. 1f.
- ¹⁴ Lenk/Kaever, Peter Kürten, S. 310f.
- ¹⁵ Berliner Lokalanzeiger vom 15.4.1931.
- ¹⁶ Kracauer, Siegfried: Der Fall Kürten, in: Neue Rundschau 42 (1931), S. 142.
- ¹⁷ Gray, Richard, Psychopathy and the will to power, in: Waller, Sara (Hg.): Serial killers. Being and killing. Malden 2010, S. 191–205, hier S. 191.
- ¹⁸ Berliner Lokal-Anzeiger vom 14. 4. 1931.
- ¹⁹ Goethe, Johann Wolfgang: Faust I. Berlin 1990, S. 144.
- ²⁰ Engelhardt, Knut: Psychoanalyse der strafenden Gesellschaft. Frankfurt 1976, S. 12.²⁰
- ²¹ Sofsky, Traktat. Dieses und alle folgenden Zitate auf den Seiten 52–55.
- ²² Harbort, Stephan: Aufdeckungsbarrieren bei Serienmorden, in: Kriminalpolizei 25 (2007), S. 84–89, hier S. 84.
- ²³ Ebd., S. 85.
- ²⁴ Thomas, Alexandra: Zehn Mythen über Serienmord. In: Robertz, Frank/dies. (Hg.): Serienmord. Kriminologische und kulturwissenschaftliche Skizzierungen eines ungeheuerlichen Phänomens. München 2004, S. 527–528, hier S. 528.

Bildnachweis:

- Abb. 1: aus: Lenk, Elisabeth/Kaever, Katharina: Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf. Frankfurt/M. 1997, S. 332.
- Abb. 2–5: Pierre Thomé: Die Hinrichtung des Werwolves von Düsseldorf, in: Strapazin. Das Comic Magazin 11/1987, S. 42, 43, 59 und 61.
- Abb. 6: aus: Lenk/Kaever, Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf. Frankfurt/M. 1997, S. 348.

Kontakt:

Dr. Thomas Kailer
 Dekanatsreferent
 Fachbereich 04
 „Geschichts- und Kulturwissenschaften“
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Otto-Behaghel-Straße 10/G
 35394 Gießen
 Tel.: 0641 99-28004
 Mobil dienstlich: 0151 42252175
 E-Mail:
 thomas.kailer@dekanat.fb04.uni-giessen.de

Anja Klöckner

Von der Anschauung zur Anbetung – Götterbilder im antiken Griechenland

Bei der Beschäftigung mit Götterbildern stellen sich grundlegende Fragen bild- und religionswissenschaftlicher Art mit besonderer Schärfe. Eines der zentralen Probleme bei der Analyse von Bildern, also visuell fassbaren medialen Konstruktionen, besteht in dem Verhältnis des Artefakts zur abgebildeten Wirklichkeit und dem Stellenwert, den das Medium dabei selbst einnimmt. Ontologie und Phänomenologie der Bilder stehen gerade im Falle der Götterbilder in einem besonders spannungsreichen Verhältnis, geht es hier doch um eine imaginierte Wirklichkeit, die dem Bereich der Transzendenz angehört.

Die gesteignete Venus von Trier

Als Einstieg zeige ich ein Beispiel, das für die meisten Betrachter auch auf den zweiten Blick kaum noch als Götterbild zu identifizieren sein dürfte:¹ einen knapp einen Meter hohen Torso aus dem Rheinischen Landesmuseum in Trier (Abb. 1). Der komplette Oberkörper ist verloren, während der traurige Rest des Unterkörpers ringsum stark bestoßen ist und keine originale Oberfläche mehr zeigt. Ursprünglich war dieser Marmorklumpen die Statue einer schönen Frau – nicht irgendeiner Frau, sondern der Liebesgöttin Venus. Trotz des jämmerlichen Zustandes der Skulptur lässt sich ihr ursprüngliches Aussehen noch erschließen. Die Trierer Statue ist in der römischen Kaiserzeit gefertigt worden, geht aber auf einen Aphroditetypus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zurück, den so genannten Typus Capua (Abb. 2). Von diesem Typus sind mehrere Repliken erhalten. Er zeigt die Göttin halbbeckleidet. Ihr Mantel ist herabgerutscht und hat ihren ganzen Oberkörper entblößt. Den linken Spielbein fuß auf eine Erhöhung gesetzt, hielt die Göttin ursprünglich einen Schild, in dessen polierter Oberfläche sie sich spiegelte.

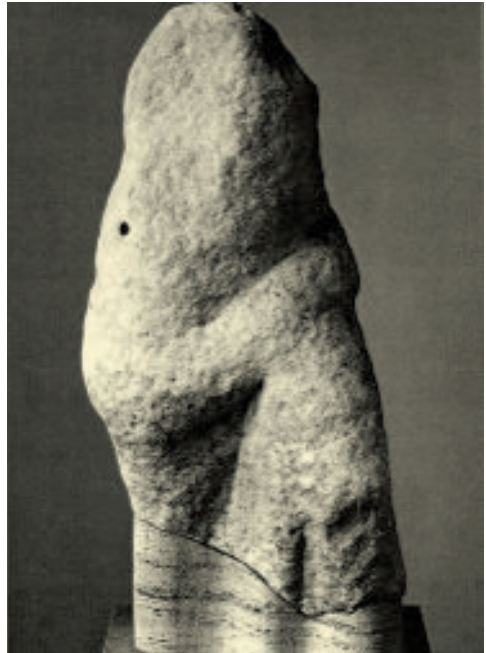


Abb. 1: Venusstatue. Trier, Rheinisches Landesmuseum, Inv. G. 44 d

Die Trierer Skulptur findet im Jahre 1551 erstmals Erwähnung. Sie stand mehrere Jahrhunderte vermutlich in einer Nische neben dem Eingang oder auf dem Friedhof nördlich der Kirche. Bis heute ist St. Matthias eine wichtige Pilgerkirche, die das Grab des Apostels Matthias beherbergen soll. Auch die drei Bischöfe Eucharius, Valerius und Maternus, die der Legende nach von dem Apostel Petrus nach Trier ausgesandt worden waren, haben hier angeblich gewirkt. Das stark ramponierte Aussehen der Marmorstatue ist nicht nur den allgemeinen Zeitläufen geschuldet, sondern hat einen ganz konkreten Grund: sie wurde gefesselt und gesteignet. Wie berichtet wird, hatte „der greulich zugerichtete Rumpf einer marmornen Venus ... in Ketten



Abb. 2: Aphrodite von Capua, Neapel, NM 6017

aufgehängt, den Gläubigen Gelegenheit gegeben ... , ihren Abscheu vor dem Götzen durch Steinwürfe zu bestätigen“.² Die Venusstatue wurde von den Wallfahrern, die St. Matthias besuchten, also in ihr Pilgerritual eingebunden und selbst dann noch mit Steinen beworfen, als von der ursprünglichen Gestaltung der Plastik nichts mehr zu erkennen war. Erst im Jahre 1811, nach Auflösung des Klosters, machte man dem Treiben ein Ende und brachte die Skulptur ins Museum.

In dieser Steinigung einer Statue kommt der Wunsch zum Ausdruck, die Überlegenheit einer neuen gegenüber einer alten Religion augenfällig zu demonstrieren und performativ zu bestätigen. Zwei Sandsteintafeln, die um ca. 1500 n. Chr. zu beiden Seiten des Götterbildes angebracht worden waren, informieren uns

über die zeitgenössischen Vorstellungen hierzu.³ Auf den Tafeln (Abb. 2) sind ein deutscher und ein lateinischer Text zu lesen. Zunächst sei der deutsche Text angeführt:

„Wolt ihr wissen / was ich bin.
Ich bin gewest ein Abgottin.
Do S(ankt) Eucharius zu Trier quam
Ehr mich zuorbrach / mein Eher abnam /
Ich was geehret als ein Gott
Jetzt stan ich hie der Welt zuo spott“.

Der lateinische Text entspricht dem sinngemäß, weicht aber in den Formulierungen deutlich ab: „[Me pri]de(m) • treuiris p(ro)fa/[nis c]oluit / aris Sacrile/[gi] numinis iam trunc[us] spenor inanis / [prostr]ata spenor pis/[cator du]m legat error / [toll]itur • eucharium / [maternum] valeriu(m) tu(n) [c]“

Übersetzt bedeuten diese Zeilen:

„Zuerst verehrte mich Trier durch nichtheilige Altäre, nun Rumpf verruchter Gottheit werde ich als eitel verachtet. Hingeworfen werde ich verachtet; als nämlich der Fischer Eucharius, Maternus, Valerius sandte, wurde der Irrtum hinweggenommen“.⁴

Da die fortgesetzten Steinwürfe gegen die Statue auch die Schrifttafeln beschädigten, ersetzte man diese in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch eine neue Platte mit leicht verändertem Text (Abb 3).⁵ Hier sind die lateinischen und die deutschen Zeilen jeweils auf der linken und der rechten Seiten der Platte eingemeißelt, während eine Reliefdarstellung die Mitte ziert. Zu sehen sind die drei erwähnten Bischöfe Eucharius, Valerius und Maternus. Zu Füßen des ersteren ist das zerbrochene, in Ketten gelegte Götterbild wiedergegeben und damit das erfolgreiche missionarische Wirken des Heiligen markiert. Die Inschrift formuliert die Überlegenheit der christlichen gegenüber der paganen Religion mit klaren Worten: deren Irrtümer sind nun erkannt, die heidnischen Götterbilder sind zerstört und entehrt, werden verachtet und verspottet.

Den Pilgern, die die Skulptur übrigens gar nicht für eine Darstellung der Venus, sondern Dianas hielten, ging es bei ihrem fortgesetzten Zerstörungswerk allerdings nicht nur darum, an diesem Objekt den Sieg des Christen- über das Heidentum zu manifestieren. Der triumphato-



Abb. 3: Inschrifttafel. Trier, St. Matthias

rische Anspruch gesellt sich zu einer tief sitzenden grundsätzlichen Ablehnung heidnischer Götterbilder, die sich bis in die Frühzeit des Christentums zurückverfolgen lässt und die in dem angesprochenen Spannungsverhältnis zwischen Ontologie und Phänomenologie von Götterbildern gründet. Exemplarisch für Vorbehalte gegen Götterbilder sei hier eine Passage aus dem „Octavius“ des Minucius Felix in Übersetzung angeführt. Der wohl aus Nordafrika stammende Autor lebte als Anwalt im 2./3. Jahrhundert n. Chr. in Rom. Nach seiner Konversion schrieb er einen Dialog zwischen Caecilius und dem Christen Octavius, der mit der Bekehrung des ersteren endet. In diesem Zusammenhang lässt der Autor seinen Protagonisten Octavius sagen:

„Wer zweifelt da noch, daß es nur ihre Bilder sind, die von der Menge angebetet und öffentlich verehrt werden? Dabei werden Sinn und Verstand der Unerfahrenen durch die künstlerische Feinheit getäuscht, durch den Glanz des Goldes geblendet, durch die Strahlen des Silbers und den Schein des Elfenbeins betört. Käme es jemandem in den Sinn zu bedenken, mit welchen Marterinstrumenten und mit welchen Werkzeugen jedes Götterbild hergestellt wird, er würde sich schämen, einen Stoff zu fürchten, den ein Handwerker erst mißhandelt hat, um einen Gott zustande zu bringen. Aber vielleicht ist das noch gar kein Gott: der Stein oder das Holz oder das Silber. Wann wird er also geboren? Sieh, wie er gegossen wird oder geschnitzt oder gemeißelt – aber noch ist das kein Gott! Sieh, jetzt wird er gelötet, zusammengesetzt, aufgestellt – aber noch immer ist das kein Gott! Sieh, nun wird er geschmückt, geweiht,

angebetet: jetzt endlich ist er ein Gott, da ein Mensch ihn so wollte und weihte. Wie richtig beurteilen die stummen Tiere aus ihrem natürlichen Instinkt heraus eure Götter! Mäuse, Schwalben und Geier wissen wohl, daß jene nichts spüren können. Sie treten sie mit Füßen, sie setzen sich auf sie; verjaget ihr sie nicht, würden sie sogar im Munde eures Gottes ihr Nest bauen. Spinnen umweben sein Gesicht und lassen geradewegs von seinem Kopfe ihre Fäden hängen. Ihr müßt abwischen, säubern, reinigen. Sie, die ihr herstellt und schützt, sie fürchtet ihr auch [...]“.⁶

Hier werden die wichtigsten Punkte des kaiserzeitlichen Diskurses deutlich, die auch für die folgenden Jahrhunderte den christlichen Umgang mit paganen Götterbildern bestimmen sollten. Ein Fokus liegt dabei auf der Materialität der Bilder. Man wirft den Heiden vor, Bilder aus toter, von Menschenhand bearbeiteter Materie zu verehren, nicht den immateriellen Gott. Gleichzeitig wird jedoch auch der trügerische Charakter der Bilder hervorgehoben. Von Äußerlichkeiten geblendet, erkennen die Betrachter der Bilder diese nicht als bloße Artefakte; sie werden damit von der wahren Gotteserkenntnis abgelenkt. Dabei werden die Heiden sogar von den Tieren beschämt, denn diese, durch ihre Kreatürlichkeit anders als die Menschen gegenüber der verführerischen Kraft der Bilder immun, lassen sich nicht vom materiellen Schein blenden, sondern erkennen das machtlose, fühllose Sein der Götterbilder.

Dieses generelle Unbehagen gegenüber dem Bild wird in der christlichen Tradition allerdings noch weiter gesteigert. Einer weitverbreiteten Vorstellung zufolge waren pagane Götterbilder

nicht nur aus abstrakten theologischen Gründen und wegen ihres Täuschungspotentials abzulehnen, sondern stellten auch eine ganz konkrete Bedrohung dar, da sie von Dämonen bewohnt seien. Sie galten nicht nur als materielle Zeugen einer abzulehnenden Religion, sondern als Materie besonderer Art: de facto zwar nur aus von Menschenhand bearbeiteten Werkstoffen gefertigt, aber mit dieser Materialität inhärenten, übernatürlichen Kräften. Diese Kräfte sind keinesfalls göttlich, sie sind das genaue Gegenteil, nämlich teuflisch.

Auch die Trierer Pilger verfolgten mit der Steinigung der Venusstatue über die genannten Beweggründe hinaus noch ein weiteres Ziel: sie wollten das Götterbild im wahrsten Sinne des Wortes unschädlich zu machen. Den Legenden zufolge besaß die Statue eine zauberische Wirkung. So soll die Statue angeblich in einer Prophezeiung bereits die Ankunft des Eucharius in Trier vorhergesagt haben. Danach, so erzählt man sich, sei sie für immer verstummt. Man schrieb dem paganen Götterbild also die Fähigkeit des Sprechens und der Weissagung ebenso zu wie auch die Einsicht in die Überlegenheit der christlichen Religion, die dann dem dämonischen Treiben ein Ende setzen konnte. Wenn die Schrifttafel neben der Statue das Standbild in der Ich-Form sprechen lässt, ist dies in erster Linie ein Stilmittel der Inschrift, aber auch ein Reflex der Auffassung, heidnische Götterbilder besäßen potentiell ein gewisses Eigenleben.

Dieses Beispiel gibt uns natürlich keine Informationen über die religiöse Wirklichkeit der paganen Antike. Es gibt uns aber dennoch einen guten Einstieg in die Thematik, weil es die grundsätzlichen Probleme aufzeigt, die verschiedene Religionen, und beileibe nicht nur die christliche, mit der bildlichen Darstellung von Gottheiten im Allgemeinen und mit der Überlieferung antiker Götterbilder im Speziellen haben. Diese Ausgangslage beeinflusst bis heute die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der antiken Religion und mit ihren materiellen Zeugnissen.

In Kult und Ritual spielen Götterbilder, vor allem rundplastische, seit archaischer Zeit eine zentrale Rolle. Über ihren spezifischen medialen Charakter besteht allerdings bislang in der archäo-

logischen Forschung keine Einigkeit. Es wird intensiv diskutiert, ob das Götterbild als reiner Zeichenträger fungiert oder das Dargestellte repräsentiert, es im wahrsten Sinne des Wortes verkörpert; ob also das Götterbild lediglich mit seiner Materialität identisch war oder ob das Bezeichnende und das Bezeichnete ineinander übergehen konnten. In unserem Zusammenhang kann ich diesen Fragenkomplex nur ansatzweise behandeln; ich werde mich dabei auf die griechische Kultur konzentrieren und einen Schwerpunkt auf die klassische Zeit legen.

Rituelle Pragmatik

Inschriften und literarische Texte liefern eine Fülle von Informationen über die kultische Versorgung von Götterbildern. Diese galten als Medium der Kommunikation mit den Gottheiten, standen aber auch selbst im Fokus des Rituals und waren Gegenstand der Verehrung. Das Ritual ist nach den Regeln sozialer Interaktion zwischen kommunikationsfähigen und -bereiten Akteuren gestaltet. Es folgt dabei der Maxime des „als ob“: Götterbilder werden behandelt, als ob sie keine leblosen Objekte wären, sondern für Sinneseindrücke empfänglich. Ähnliche Pragmatiken kennt man auch aus anderen Epochen und Kulturen, wobei hier die Bilder symbolisch für die Dargestellten stehen. In der Antike werden die Bilder jedoch eher wie ein personalisiertes Gegenüber behandelt. Man ging anscheinend nicht nur von einer Stellvertreterfunktion der Bilder im übertragenen, sondern im ganz konkreten Sinne aus. Vermutlich imaginierte man sich die Bilder in einem gewissen Grade als lebendig. So schrieb man ihnen nicht nur passive Sensibilität zu, sondern auch die Fähigkeit aktiver Äußerung bis hin zur Artikulation. Nicht alle einschlägigen Stellen sind eindeutig, vieles wird im übertragenen Sinne zu verstehen sein. Aber auch wenn man gegenüber einer allzu schnellen Gleichsetzung von performativer Pragmatik und Identitätsvorstellungen von Gottheit und Bild Vorsicht walten lässt, deutet doch vieles darauf hin, dass Statuen zumindest potentiell und temporär einen Anteil am Göttlichen besitzen konnten.

Das laute Gebet gegenüber einer Statue, wie es in der Antike üblich war, richtete sich an ein hörendes Gegenüber – und zwar nicht an ein irgendwo in himmlischen Sphären befindliches Gegenüber, sondern an ein körperlich anwesendes Gegenüber. Vielfach bezeugt ist der Wunsch, dem Götterbild etwas ins Ohr zu flüstern. Durch Berührung kann dieser Kontakt noch verstärkt werden.

Blickkontakte spielten ebenfalls eine wichtige Rolle. Den Heiligtumsbesuchern war es ein großes Anliegen, die Götterbilder anzuschauen, aber anscheinend stellte man sich vor, dass dies auch ein wechselseitiger Vorgang sein konnte. So warnt die Titelfigur in der Tragödie *Andromache* des Euripides ihre Gegnerin davor, in Anwesenheit des Götterbildes der Thetis Drohungen auszustoßen: „Siehst Du das Bild der Thetis zu dir hinblicken?“⁷ Als ein *Topos* gilt ferner, dass Götterbilder den Blick abwenden oder die Augen schließen, wenn in ihrer Umgebung ein Frevel geschieht.

Konsequenterweise öffnete man beim Schlachtopfer, das unter freiem Himmel am Altar stattfand, die Türen der Tempel. Damit konnten die Kultteilnehmer die Götterbilder sehen. Hierzu kam jedoch, dass auf diese Weise auch die Götterbilder das Geschehen besser verfolgen konnten. In einigen Fällen legte man den Statuen sogar das blutige Opferfleisch direkt auf Hände oder Knie, als ob sie es direkt in Empfang nähmen. Kleine, transportable Götterbilder holte man zu wichtigen Anlässen aus den Tempeln und beteiligte sie direkt am Geschehen. So wurde etwa das Bild des Dionysos bei dem athenischen Kultfest der Großen Dionysien zu den dramatischen Aufführungen mitgenommen. Die aufwendigen Wasch- und Reinigungsrituale, die zum Teil mit großen Prozessionen verbunden waren, gingen über reine Schutzmaßnahmen zur Bestandserhaltung wie Abfegen und Einölen weit hinaus. Ähnliches gilt für die gerade für weibliche Gottheiten wie Athena Polias in Athen, Hera von Olympia und Artemis von Brauron häufig bezeugten kultischen Einkleidungen. Während die Götterbilder auf diese Weise ver- und umsorgt wurden, während also die kultische Normalität zeitweise aufgehoben war, sah man den Schutz

der Gottheit für ihre Polis nicht mehr in vollem Umfang gewährleistet. So galt etwa die Zeit der Plynterien in Athen als unheilbringend. Bei diesem Fest wurde eine altehrwürdige Athena-Statue von ihrem Sockel geholt, gewaschen und mit neuen Kleidern ausgestattet. Es galt als unverzichtbar für das Wohlergehen der Stadt, dass das Götterbild ordnungsgemäß aufgestellt war. Jede temporäre Abwesenheit oder Entfunktionalisierung der Statue konnte zu einer Krise führen. War das Götterbild nicht mehr präsent, fürchtete man anscheinend, unter Umständen auch die von ihr repräsentierte Gottheit nicht mehr erreichen zu können. Der Wunsch, den Götterbildern Pflege und Fürsorge zukommen zu lassen, sowie die Furcht, die durch das Bild medialisierte rituelle Kommunikationsmöglichkeit zu unterbrechen, stehen dabei in Spannung zueinander.

Antike Literatur und die Vorstellung belebter Statuen

Sucht man nach schriftlichen Zeugnissen darüber, inwieweit mit den Bildern personale Vorstellungen von der jeweiligen Gottheit verbunden wurden, stößt man gleich zu Beginn auf Interpretationsprobleme. So ist etwa die sprachliche Gleichsetzung von Göttername und Götterbild, also die Bezeichnung der Repräsentation einer Gottheit mit dem Namen des oder der Dargestellten, durchaus üblich. Schwierig zu klären ist jedoch, ob damit auch gedanklich Gottheit und Bild gleichgesetzt werden oder ob es sich um eine reine sprachliche Konvention handelt. Der früheste Beleg in diesem Zusammenhang, eine Passage aus dem sechsten Buch der *Ilias*, stammt aus der Entstehungszeit der griechischen Literatur im späten 8. Jahrhundert v. Chr. Die Szene spielt während der Belagerung von Troja durch die Griechen. Die Königin der bedrängten Stadt unternimmt zusammen mit den Frauen ihres Gefolges einen Bittgang in den Tempel der Stadtgöttin Athena, um deren göttlichen Schutz zu erbeten:

„Als sie nun auf der Burg den Tempel der Athena erreichten, öffnete ihnen die Tür die anmutsvolle Theano ..., die die Troer zur Priesterin Pallas Athenes gemacht hatten. Alle erhö-

ben die Hände jammernd zur Athena. Aber die anmutsvolle Theano nahm das Gewand und legte es der schönengelockten Athena auf die Knie. Dann betete sie zur Tochter des allmächtigen Zeus und gelobte: ‚Herrin Pallas Athena, Stadtschirmerin, edelste Göttin!‘ ... Athena aber nickte Verneinung“.⁸

Erzählt wird also, wie Trojanerinnen vor der Statue Athenas zu der Göttin beten. Sprachlich wird jedoch zwischen beiden kein Unterschied gemacht. Auch wenn es darum geht, auf dem Götterbild das Weihgeschenk abzulegen, artikuliert der Text dies nicht explizit, sondern spricht davon, die Priesterin habe die Gabe auf die Knie Athenas gelegt. Gesteigert wird diese Überblendung von Bezeichnendem und Bezeichnetem dann bei der dritten Erwähnung der Göttin in dieser Passage. Athena reagiert auf das Flehen der Frauen, indem sie ihre Ablehnung kundtut. Sie nickt Verneinung, womit das ablehnende Zurückziehen des Kopfes gemeint ist, das heute noch zum gestischen Repertoire im Mittelmeerraum gehört. Diese Stelle wird häufig als Beleg für eine gedankliche Gleichsetzung von Gottheiten und ihren Bildern herangezogen, allerdings könnte es sich auch um dichterische Konvention handeln. Die Bezeichnung eines Bildes mit dem Namen der dargestellten Gottheit ließe sich durchaus auch im übertragenen Sinne verstehen.

Auf den ersten Blick ganz eindeutig ist dagegen eine Äußerung, die Platon in seinen „Gesetzen“ macht; einem Werk, an dem er bis zu seinem Tod im Jahre 348/7 v. Chr. gearbeitet hatte:

„Manche Götter verehren wir nämlich, indem wir sie mit eigenen Augen deutlich sehen, von anderen dagegen verehren wir Abbilder, indem wir ihnen Statuen errichten; und wir glauben, wenn wir diese Götter, obwohl sie unbeseelt sind, verehren, so würden uns jene beseelten Götter deshalb reichlich Wohlwollen und Huld schenken“.⁹

Die Stelle gilt als einer der wichtigsten Belege dafür, dass eine Gleichsetzung von Statue und Gottheit im klassischen Griechenland nicht erfolgt sei. Allerdings ist ein Philosoph wie Platon sicher nicht repräsentativ für die breite Mehrheit seiner Zeitgenossen. Außerdem ist auch der theoretische Hintergrund des Autors zu berücksich-

tigen, der prinzipiell skeptisch gegenüber der äußeren Erscheinung eingestellt ist und das Ideale gegenüber dem Materiellen präferiert. Keinesfalls lässt sich mit Verweis auf diese Stelle ein Hinweis auf ein Mehrschichten- bzw. Mehrphasenmodell griechischer Religion ableiten, wie dies immer wieder erfolgt. So wurde sowohl eine Entwicklung von einer naiven Haltung in der Frühzeit hin zu einem aufgeklärten Rationalismus wie auch eine unreflektierte Volksfrömmigkeit im Gegensatz zum kritischen Bewusstsein der Gebildeten postuliert. Stellt man jedoch die Passage bei Platon in den Kontext anderer literarischer Zeugnisse der Zeit, so zeigt sich, dass Statuen immer wieder in einer Weise behandelt bzw. wahrgenommen werden, als sei ihr ontologischer Status zumindest ambivalent.

Dabei bringt die Frage, auf welche Art und Weise man sich die göttliche Präsenz in einem Bild vorzustellen habe, durchaus logische Probleme mit sich. So lässt die Vorstellung, Statuen könnten als eine Art permanenter Container göttlicher Präsenz gedient haben, z. B. die Frage offen, wie die Multiplizität der Bilder einer Gottheit zu erklären ist oder auch mythologische Traditionen, wonach Gottheiten aus bestimmten Anlässen oder zu bestimmten Zeiten des Jahres gar nicht in ihrem Heiligtum anwesend waren. Das überzeugendste Modell hat in diesem Zusammenhang bislang Tanja Scheer entwickelt. Sie geht davon aus, dass Götterbilder als „Hedos“ dienen konnten. Ein solches „Hedos“ meint wörtlich „Sitz“; gemeint ist damit, dass ein Artefakt als temporärer Körper der Gottheit fungieren kann. Dies hat nichts mit Magie zu tun, denn die Gottheit lässt sich in ihr Bild durch keine menschliche Aktivität herbeiwünschen. Man kann sie durch Gebet, Ritual und Opfergaben nur herbeirufen; ob sie diesen Ruf dann erhört und in ihr Bild einfährt, ist allein göttlicher Wille. Dieser Wille kann zwar dadurch positiv beeinflusst werden, dass der angebotene Sitz besonders ehrwürdig oder schön gestaltet ist, aber ein zauberischer Zwang existiert dabei nicht. Rituelle Kommunikation bedarf dabei nicht unbedingt der Anwesenheit der Gottheit in ihrer Statue, eine solche Präsenz gilt aber als besonders deutliches Zeichen göttlicher Anteilnahme.

Ebenso wie Tanja Scheer ihr Modell des Götterbildes als Hedos auf die Analyse von Schriftquellen stützt, so ist auch die Auseinandersetzung mit diesem Modell und mit dem Thema insgesamt bislang vor allem textorientiert erfolgt. Die Bilder selbst, als eigentlicher Gegenstand der Fragestellung, fanden dagegen paradoxerweise kaum Berücksichtigung.

Ein Grund hierfür besteht darin, dass zahlreiche, und gerade die berühmtesten, antiken Götterbilder nicht oder nur in mehrfach gebrochenen Überlieferungen erhalten sind. Viele Informationen über diese Werke sind deswegen wiederum nur aus literarischen Zeugnissen zu gewinnen. Exemplarisch vorstellen möchte ich in diesem Zusammenhang drei Götterbilder, die in der Antike weithin bekannt waren: die knidische Aphrodite, ein Werk des Praxiteles, sowie die Athena Parthenos und den als Weltwunder geltenden Zeus von Olympia, beide gefertigt von Phidias. Die Gründe für ihre Bekanntheit lagen nicht nur in ihrer künstlerischen Qualität, sondern vor allem darin, dass sie jeweils als besonders authentische Repräsentationen der jeweiligen Gottheit galten. Dies kommt nicht nur in ihrer breiten Rezeption in verschiedenen antiken Medien zum Ausdruck, sondern auch in etlichen Anekdoten. So soll Zeus dem Schöpfer der olympischen Statue durch einen Blitz sein Wohlgefallen an dem Werk kundgetan haben.¹⁰ Wenn in einem Epigramm berichtet wird, dass Aphrodite es gar nicht habe fassen können, wie gut Praxiteles sie mit der Statue getroffen habe,¹¹ steckt dahinter die gleiche gedankliche Konstruktion: die Gottheit selbst beglaubigt ihr Bild.

Die beiden phidiasischen Schöpfungen, die Statuen der Athena Parthenos und des Zeus von Olympia, besaßen kolossale Formate, sie maßen jeweils rund 12 m in der Höhe. Die sichtbaren Teile waren aus Gold und Elfenbein gefertigt, wobei man ersteres für die bekleideten und letzteres für die nackten Körperpartien verwendete. Die wertvollen Bilder visualisieren damit die gängigen zeitgenössischen Vorstellungen von göttlicher Epiphanie, bei denen die Gottheiten stets groß, schön und strahlend erscheinen.

Wie andere Werke aus kostbaren Materialien sind die beiden Götterbilder aus Athen und Olympia nicht erhalten; Edelmetall und andere

Preziosen wurden in späteren, unsicheren Zeiten häufig umfunktioniert. Beide Statuen lassen sich allerdings recht genau rekonstruieren, da verkleinerte Nachbildungen und detaillierte Beschreibungen erhalten sind.

An der zwischen 447 und 438 entstandenen Athenastatue lässt sich beispielhaft aufzeigen, wie die Materialität der Götterbilder thematisiert und problematisiert wurde und bis heute wird. Das monumentale Goldelfenbeinbild ersetzte nicht das ehrwürdige Xoanon der Athena Polias, eine kleine, altertümliche Statue der Stadtgöttin aus Olivenholz, die weiterhin im Fokus des Kultes stand. Sie ergänzte das Xoanon aber um ein weiteres Götterbild, das den Besuchern der Akropolis als visuell fassbare und körperhaft existente Anschauung der Heiligtums-haberin diente. Die rituelle Bedeutung eines Götterbildes wird durch Alter oder wenig wertvolles Material nicht geschmälert, aber die Unterschiede in der äußerlichen Erscheinung beider Werke werden selbst in dieser dürren Beschreibung überdeutlich; für die Heiligtumsbesucher muss die Diskrepanz besonders augenfällig gewesen sein.

In der Statue der Athena Parthenos war ein gewaltiges Kapital akkumuliert. Die Goldplatten hatten ein Gewicht von 44 Talenten, was rund 1150 kg entspricht. Die Platten waren abnehmbar und konnten nachgewogen werden.¹² Da man hier eine beträchtliche Menge öffentlicher Gelder verarbeitet hatte, waren solche Kontrollmöglichkeiten erforderlich. Durch die Verwendung des Goldes als Statuenschmuck war das Edelmetall aber anscheinend, zumindest theoretisch, nicht für immer außerhalb menschlicher Nutzung gestellt. So soll Perikles, damals der führende Politiker Athens, als letztes Mittel bei einer äußersten Bedrohung der Polis den Zugriff auf dieses Gold ins Gespräch gebracht haben. Diese – nie in die Tat umgesetzte – Option wirkt auf etliche moderne Interpreten sehr rationalistisch und dient ihnen deswegen als Argument dafür, dass das Götterbild keine religiöse Bedeutung besessen habe, sondern lediglich der in eine überwältigende Form gebrachte Staatschatz sei. Der Wert dieses Götterbildes erschöpfe sich in reiner Materialität; ihm fehle jede Spur von Transzendenz, sondern sei „nichts



Abb. 4: Attisch rotfigurige Schale des Curtius-Malers, Berlin, Staatliche Museen F 2525

anderes als ein gewaltiges Wertdepot in Göttergestalt".¹³ Dies verkennt jedoch die hohe Bedeutung, die Götterbilder nicht nur in Mythos und Ritual, sondern auch ganz konkret für das Wohlergehen der Polis besaßen. Ehe die Stadt unterging, würde als ultima ratio auch die Gottheit ihren Beitrag zur Rettung leisten.

Die zahlreichen Berichte über die monumentale Sitzstatue des Zeus aus Olympia, die von Phidias wohl nach 437 v. Chr. angefertigt wurde, zeigen einen anderen Aspekt antiker Diskurse über Götterbilder auf. Dieses Bild galt nicht nur als das schönste und das dem Zeus liebste Standbild auf der ganzen Erde,¹⁴ es muss auf seine Betrachter besonders lebens-echt gewirkt haben. So schreibt Livius, der Anblick der Statue habe den Feldherrn Aemilius Paullus innerlich so bewegt, als hätte er den Gott selbst vor sich gesehen.¹⁵ Auch die Fähigkeit zur Willensäußerung wurde der Statue zugeschrieben. Angeblich wollte Caligula die Statue nach Rom abtransportieren, um sie auf dem Palatin aufstellen zu lassen. Darauf soll die

Zeusstatue dröhnend gelacht und die für die geplante Demontage aufgestellten Gerüste zum Einsturz gebracht haben.¹⁶

Wie weit die Vorstellung der Lebens-echtheit von Götterbildern gehen konnte, zeigen besonders deutlich die Geschichten, die sich um die Aphrodite von Knidos ranken. Der Bildhauer Praxiteles hatte diese Skulptur 340 v. Chr. geschaffen, als erstes und gleichzeitig Maßstäbe setzendes großplastisches Bild einer nackten Frau und Göttin. Das Original der einstmals hochberühmten Skulptur ist verloren, aber zahlreiche Kopien und Nachbilden vermitteln noch einen Eindruck von ihrem ursprünglichen Aussehen.

Das Götterbild wurde nicht nur wegen seiner großen Schönheit gerühmt, sondern vor allem wegen seiner auf dieser Schönheit beruhenden Wirkung. Die Statue erzeugte bei ihren Betrachtern genau das, wofür die Göttin Aphrodite steht: erotisches Verlangen. Allein der Blick auf ihr Bild ließ ihre Macht erfahrbar werden. Diese Macht erstreckte sich übrigens sowohl auf hetero- als auch auf homosexuelle Erotik. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist die anekdotische Überlieferung zu der Statue, die ihren Reiz auf Betrachter unterschiedlicher sexueller Orientierung thematisiert: während die Vorderansicht des Götterbildes den Frauenliebhaber Charikles verückt, zeigt sich sein homosexueller Freund Kallikratidas fasziniert von der Rückseite der Statue mit ihrer perfekt modellierten Gesäßpartie.¹⁷ Überwältigt von Eindrücken dieser Art sollen die Heiligtumsbesucher immer wieder körperlichen Kontakt mit dem Bild gesucht haben. Es wird von Küssen und mehr berichtet. Ein Jüngling hatte sich dermaßen in das Verlangen nach der Statue gesteigert, dass

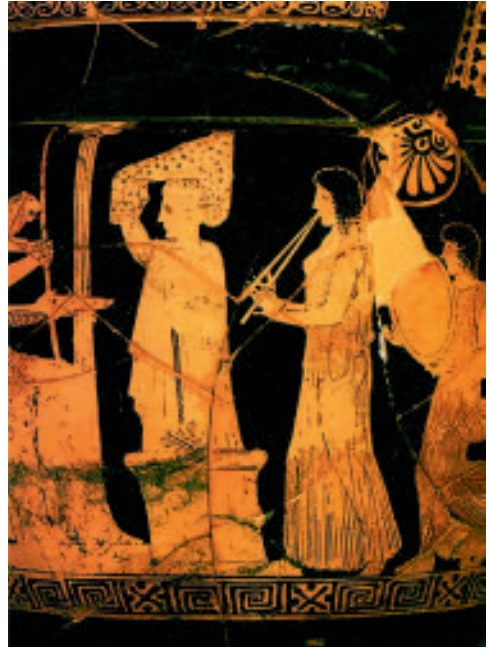


Abb. 5: Attisch rotfiguriger Volutenkrater der Polygnotgruppe, Ferrara, NM 2897

er sich nachts im Heiligtum einschließen ließ und sich an dem Bild befriedigte. In der antiken Überlieferung ist übrigens viel konkreter von einer Vereinigung mit dem Marmor die Rede – als ob der Stein ein lebender Körper sei. Ein Fleck auf der Oberfläche des Schenkels zeugte von dieser Tat, die nach antiker Vorstellung eine ungeheuerliche Transgression darstellte. In der anekdotischen Überlieferung kommt dies darin zum Ausdruck, dass der Täter dem Wahnsinn verfiel und daraufhin Selbstmord beging.¹⁸ Solche Anekdoten gehören zum Bestand antiker Mimesislegenden, die die täuschende, lebensechte Wirkung naturnachahmender Kunstwerke zum Thema haben. Sie sind deswegen zwar einschlägig für unser Thema, lassen aber letztendlich die Frage nach der möglichen Realpräsenz der Gottheit in ihrem Bild unentschieden.

Visuelle Strategien der Evidenzerzeugung

Zum Abschluss möchte ich den Fokus deswegen auf Bilder richten, die nicht anhand über

sie berichtender Texte interpretiert werden sollen, sondern die aus sich selbst heraus Informationen über ihren Abbild- und Repräsentationscharakter vermitteln können. Um zu klären, inwieweit Bilder als Medium der Evidenzerzeugung fungieren und welche Strategien sie dabei verwenden, sollen im Folgenden ausschließlich Beispiele herangezogen werden, die nicht nur Götterbilder als solche zeigen, sondern in Handlungszusammenhänge eingebettete Statuen.

Die Voraussetzungen hierfür sind ab dem späten 6. Jahrhundert v. Chr. geschaffen, als in der spätarachaischen Vasenmalerei das Piktogramm „Statue“ eingeführt wurde. Damit konnten die Maler klar zwischen der Darstellung einer Gottheit in persona und einem Götterbild unterscheiden. Letztere werden häufig durch einen altertümlichen Typus charakterisiert, durch eine starre, leblose Haltung, durch die Anbringung auf Basen und Pfeilern, durch die Rahmung mit architektonischen, einen Kultbau andeutenden Elementen oder durch eine Farbgebung, die auf Marmor oder Edelmetall anspielt.



Abb. 6: Attisch rotfigurige Schale des Erzgießerei-Malers, Tarquinia RC 5291

Rituelle Pragmatiken in der oben beschriebenen Art sind recht häufig dargestellt, wie etwa auf einer zwischen 470–460 v. Chr. entstandenen Schale des Curtius-Malers, auf dem eine Frau ein Bild des Hermes umarmt (Abb. 4).¹⁹ Die Versorgung von Götterbildern mit frischem Opferfleisch, das man auf die Hände oder Knie der Statuen legte, zeigt ein Kelchkrater in Ferrara aus dem frühen 4. Jahrhundert v. Chr.²⁰

Die Szene spielt in einem Heiligtum, im mythologischen Zusammenhang der Iphigenie in Tauris. In einer kleinen Architektur steht hinter einem Opfertisch ein Artemiskultbild, das die rechte Hand mit einem nicht näher zu bestimmenden Gegenstand nach vorn streckt. Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine Gabe, die dem Bild im Rahmen des Kultes dargebracht wurde. Dieser rituelle Kontext wird durch die Darstellung der Artemispriesterin

Iphigenie und einer Frau mit Opferkorb und Spendeschale zu beiden Seiten des Götterbildes deutlich. Bei beiden Beispielen ist das Götterbild in seinem Objektcharakter deutlich gekennzeichnet. Gezeigt werden jeweils Ritualelemente, die, in der oben beschriebenen Weise, die Skulpturen so behandeln, als ob sie lebendige Gegenüber wären.

Für unsere Fragestellung ergiebiger sind jedoch andere Zeugnisse, bei denen dieses „als ob“ zum prägenden Darstellungsmittel wird. Bei einer ganzen Reihe von Beispielen werden ikonographische Charakteristika von Götterbildern und „lebenden“ Gottheiten miteinander vermischt. Dies hat in der Fachwelt zum Teil heftige Diskussionen darüber ausgelöst, ob diese Darstellungen nun die Gottheiten in persona oder als Statue meinen. Meines Erachtens liegt gerade in der Ambivalenz dieser Bilder eine wesentliche Aussage. Verschiedene Wirklichkeits-



Abb. 7: Attisch rotfiguriger Kolonettenkrater des Obstgarten-Malers, Neapel, NM H 3369

ebenen werden hier überblendet, wodurch das Bezeichnende und das Bezeichnete absichtsvoll zur Koaleszenz gebracht werden.

An einem nach der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. entstandenen Volutenkrater in Ferrara lässt sich dies gut veranschaulichen (Abb. 5).²¹

Er zeigt ein thronendes Götterpaar in einem Tempel, dem sich eine Prozession mit musizierenden und tanzenden Teilnehmern nähert. So lebendig und bewegt sich die Menschen den Gottheiten nähern, so starr und hieratisch sind diese wiedergegeben. Insofern entspricht ihre Charakterisierung der von Götterbildern. Aber sie sind nicht vollkommen leblos, sondern sie agieren. Von den Schalen in ihren Händen tropft – auf den publizierten Abbildungen leider fast gar nicht zu erkennen – weiße Flüssigkeit auf den Altar. Die Gottheiten treten hier nicht nur als Empfänger, sondern trotz ihrer statuenhaften Erscheinung auch als Akteure in Erscheinung; sie vollziehen selbst das ihnen zukommende Spenderitual.

Sind bei diesem Beispiel die Götterbilder und die menschlichen Prozessionsteilnehmer zwar in einem Bild vereint, aber ohne Interaktion

dargestellt, so finden sich auch Belege für eine direkte Bezugnahme. Auf einer rotfigurigen Schale in der Art des Erzgießereimalers aus dem frühen 5. Jahrhundert v. Chr. flieht Helena vor Menelaos in ein Heiligtum der Aphrodite (Abb. 6).

Hinter dem Altar ist in einer als Abkürzung für Tempel zu lesenden Architekturdarstellung eine thronende Gestalt wiedergegeben; gemeint ist natürlich die Herrin des Kultstätte. Ambivalent bleibt aber auch hier wieder der Status dieser Darstellung. Der Kultbau bildet zwar das typische setting für die Aufstellung eines Götterbildes, doch die fragliche Figur verhält sich signifikant anders, als dies für eine Statue typisch wäre.²² Sie vollzieht mit ihrer rechten Hand eine Geste des Erschreckens, reagiert also auf die Angst ihres Schützlings. Gezeigt wird damit, dass Aphrodite im Moment höchster Bedrängnis für Helena präsent ist; und zwar genau an der Stelle, an der die Flüchtende – und der Betrachter – aufgrund kultureller Prägung eigentlich ein Götterbild erwartet. Vor diesem Hintergrund ist es müßig, darüber zu spekulieren, was die Darstellung eigentlich „meint“ – sie

markiert es gerade durch ihr Changieren zwischen beiden Ebenen eindeutig.

Während die göttliche Präsenz im Bild mit Hilfe der geschilderten Ambivalenzen visualisiert werden kann, veranschaulicht man die Wirkungen dieser Präsenz auf die an der Kultstätte anwesenden Menschen mitunter recht explizit. So strebt etwa auf einem Kolonettenkrater aus den Jahren um 470/60 v. Chr. eine Opferprozession einem Kultmal des Hermes entgegen (Abb. 7).²³

Eine Frau aus der Adorantengruppe vollzieht nicht nur eine Gebetsgeste, sie wendet den Kopf auch frontal aus dem Bild heraus. In der zeitgenössischen Ikonographie wird dadurch ein dezidiert emotionaler Zustand angedeutet. Offensichtlich ist die Frau von etwas Besonderem ergriffen, in diesem Fall möglicherweise von der göttlichen Gegenwart des Hermes in seinem Bild.

Anhand dieser Beispiele sollte angedeutet werden, mit welcher facettenreichem Instrumentarium Bilder Aussagen über Bilder treffen können. Die zeitweise Realpräsenz von Gottheiten in ihren Statuen wurde in der materiellen Überlieferung klassischer Zeit in vielfältiger Weise thematisiert. Bilder verkörperten Gottheiten, besaßen darüber hinaus aber auch die Option, zu deren temporären Körpern zu werden. Gerade die Diskurse in den visuellen Medien lassen durchscheinen, dass ein Bild ein Gott sein konnte, wenn der Gott es so wollte.

Anmerkungen:

- ¹ Trier, Rheinisches Landesmuseum, Inv. G. 44 d: Trier – Kaiserresidenz und Bischofssitz (1984) 203 Nr. 91 a; W. Binsfeld – K. Goethert-Polaschek – L. Schwinden, Katalog der römischen Steindenkmäler des Rheinischen Landesmuseums Trier, 1. Götter- und Weihedenkmäler (1988) 165 Kat. Nr. 333 Taf. 80; N. Gramaccini, *Mirabilia. Das Nachleben antiker Statuen vor der Renaissance* (1996) 41 Abb. 10.
- ² F. von Bezold, *Das Fortleben der antiken Götter im mittelalterlichen Humanismus* (1922) 38.
- ³ R. Fuchs, *Die Inschriften der Stadt Trier I. Die deutschen Inschriften 70* (2006) 655–658 zu Kat. Nr. 350.
- ⁴ Übersetzung nach Fuchs a. O. 656.
- ⁵ W. Binsfeld, *Zur Inschrifttafel bei der Venus von St. Matthias in Trier*, in: *Festschrift für Heinz Heinen. Trierer Zeitschrift 69/70, 2006/2007*, 297–298. Die Inschrift wird in dem noch nicht erschienenen zweiten Band der Trierer Inschriften von R. Fuchs unter Nr. 565 publiziert.

- ⁶ Minucius Felix, *Octavius* 24, 5–10. Übersetzung nach B. Kytzler, M. Minucius Felix. *Lateinisch/Deutsch* (1993) 79–81.
- ⁷ Euripides, *Andromache* 246. Übersetzung nach Scheer (s. Bibliographie) 68.
- ⁸ Homer, *Ilias* 6, 297 ff. Übersetzung nach Scheer (s. Bibliographie) 47.
- ⁹ Plato, *Gesetze* 931. Übersetzung nach K. Schöpsdau in: G. Eigler (Hrsg.), *Platon. Werke in acht Bänden, griechisch und deutsch. Bd. 8/2* (1990) 403–405.
- ¹⁰ Pausanias, *Beschreibung Griechenlands* 5, 11, 9.
- ¹¹ *Anthologia Planudea* 162.
- ¹² Diogenes Laertios 2, 116; Plutarch, *Perikles* 31, 2–3; Thukydides 2, 13, 5. Die entsprechenden Passagen sind zusammengestellt und übersetzt bei Nick (s. Bibliographie) 214 Test. 19. 227 Test. 81. 230 Test. 95.
- ¹³ L. Schneider – Chr. Höcker, *Die Akropolis von Athen. Antikes Heiligtum und modernes Reiseziel* (1990) 184.
- ¹⁴ Dion von Prusa, *Olympische Rede* 25.
- ¹⁵ Livius 45, 28, 5.
- ¹⁶ Sueton, *Caligula* 57, 1.
- ¹⁷ Pseudo-Lukian, *Amores* 13–14.
- ¹⁸ Pseudo-Lukian, *Amores* 15–16.
- ¹⁹ Berlin, Staatliche Museen F 2525: Nick (s. Bibliographie) 71 Taf. 14, 1.
- ²⁰ Kelchkrater des Iphigeniea-Malers, Ferrara, Museo Archaeologico Nazionale Inv. Nr. 3032 (T 1145): ebenda 53. 55. 64 Taf. 8, 5. 5a (Detail).
- ²¹ Volutenkrater der Polygnotgruppe, Ferrara, NM 2897: ebenda 57–60 Taf. 9, 5.
- ²² Schale des Erzgießerei-Malers, Tarquinia RC 5291: *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae II* (1984) 140 Nr. 1470* s. v. Aphrodite (A. Delivorrias).
- ²³ Kolonettenkrater des Obstgarten-Malers, Neapel, NM H 3369: Nick (s. Bibliographie) Taf. 14, 2.

Bibliographie:

- Bettinetti S.: *La statua di culto nella pratica rituale greca* (2001).
- Bremmer, J. N.: *The Agency of Greek and Roman Statues: From Homer to Constantine*, *Opuscula, Annual of the Swedish Institute at Athens and Rome* 4, 2012, im Druck.
- Eich, P.: *Gottesbild und Wahrnehmung. Studien zu Ambivalenzen früher griechischer Götterdarstellungen (ca. 800 v. Chr.–ca. 400 v. Chr.)* (2011).
- Gordon, R.: *The Real and the Imaginary: Production and Religion of the Graeco-Roman World*, *Art History* 2,1 (1979) 5–34, v.a. 7 ff; wiederabgedruckt in: ders., *Image and Value in the Graeco-Roman World. Studies in Mithraism and religious art* (1996).
- Graf, F.: *Der Eigensinn der Götterbilder in antiken religiösen Diskursen*, in: G. Boehm (Hrsg.), *Homo Pictor. Colloquium Rauricum*, Bd. 7 (2001) 227–243.
- Gladigow, B.: *Präsenz der Bilder – Präsenz der Götter. Kultbilder und Bilder der Götter in der griechischen Religion. Visible Religion* 4–5 (1985–86) 114–33.
- Ders.: *Epiphanie, Statuette, Kultbild. Griechische Gottesvorstellungen im Wechsel von Kontext und Medium. – In: Genres in visual representations. Proceedings of a conference held in 1986 by invitation of the Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg* (1990) 98–112.

Hölscher, F.: Gods and statues – An approach to archaisic images in the fifth century BCE, in: I. Mylonopoulos (Hrsg.), *Divine images and human imaginations in ancient Greece and Rome* (2010) 105–120.

Nick, G.: Die Athena Parthenos. Studien zum griechischen Kultbild und seiner Rezeption, 19. Beiheft Athenische Mitteilungen (2002).

Oenbrink, W.: Das Bild im Bilde. Zur Darstellung von Götterstatuen und Kultbildern auf Vasen. Diss. Münster 1991 (1997).

Platt, V.: *Facing the Gods. Epiphany and Representation in Graeco-Roman Art, Literature and Religion* (2011).

Rüpke, J.: Der Gott und seine Statue (Prop. 4,2). Kollektive und individuelle Repräsentationsstrategien antiker Religionen. *Gymnasium* 116 (2009) 121–134.

Scheer, T.: Die Gottheit und ihr Bild. Untersuchungen zur Funktion griechischer Kultbilder in Religion und Politik (2000).

Steiner, D. T.: *Images in Mind. Statues in Archaic and Classical Greek Literature and Thought* (2001).

Thesaurus cultus et rituum antiquorum II (2004) 419–507 s.v. Rites et activités relatifs aux images de culte (auct. var.).

Bildnachweis:

Abb. 1: Nach: W. Binsfeld – K. Goethert-Polaschek – L. Schwinden, *Katalog der römischen Steindenkmäler des Rheinischen Landesmuseums Trier*, 1. Götter- und Weihedenkmäler (1988) Taf. 80.

Abb. 2: Nach: H. Knell, *Die Aphrodite von Capua und ihre Repliken*, *Antike Plastik* 22 (1993) Taf. 43, 1.

Abb. 3: Nach: W. Binsfeld, *Trierer Zeitschrift* 69/70, 2006/2007, 298 Abb. 2.

Abb. 4: Nach: G. Nick, *Die Athena Parthenos. Studien zum griechischen Kultbild und seiner Rezeption*, 19. Beiheft Athenische Mitteilungen (2002) Taf. 14, 1.

Abb. 5: Nach: C. Bérard – J.P. Vernant u. a., *Die Bilderwelt der Griechen. Schlüssel zu einer »fremden« Kultur* (1984) 28 Abb. 21 a.

Abb. 6: Nach: *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae II 2* (1984) Taf. 143 Nr. 1470 s. v. Aphrodite (A. Delivorrias).

Abb. 7: Nach: *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae V 2* (1990) Taf. 207 Nr. 100 s. v. Hermes (G. Siebert).

Kontakt:

Prof. Dr. Anja Klöckner
Institut für Altertumswissenschaften
der Justus-Liebig-Universität Gießen
Klassische Archäologie/Antikensammlung
Otto-Behaghel-Straße 10D
D-35394 Gießen
Telefon: 0641/99-28050
oder -28051 (Sekretariat)
E-Mail:
anja.kloeckner@archaeologie.uni-giessen.de

Großzügig Relaxen...

Musterring – die Möbel mit der 5-Jahres-Garantie!

Einladend
und
großzügig

Exklusiv bei
Sommerlad



Hockerbank,
70 x 120, H 41 cm:
Stoff ab 350,-

MR 4700

Eckgruppe, bestehend aus Longchair mit abklappbarer Armlehne links (LAL), 2,5-Sitzer ohne Armlehnen und Umbauecke rechts (UBER), 170 x 344 x 224, H 77, T 100 cm. (Kissen, Kopfstützen und Hocker gegen Aufpreis.)
12830174-00

Musterring



1999,-

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad

www.sommerlad.com

Gießen • Schiffenberger Tal • Pistorstr. 2 • Telefon (06 41) 70 03-0
Montag – Freitag 9.30 – 19.00 Uhr • Samstag 9.30 – 18.00 Uhr

Möbelstadt Sommerlad Gießen ist ein Haus der Einrichtungshäuser R. Sommerlad GmbH & Co. KG, Fluggraben 13, 35390 Gießen

Jochen Kirschbaum

Egid v. Löhr (1784–1851) – ein Gießener Rechtsgelehrter

I. Einleitung

Es ist erst kürzlich, anlässlich des 400-jährigen Bestehens unserer Universität, der nicht unerheblichen Zahl von bedeutenden Juristen an der Universität Gießen gedacht worden. *Egid von Löhr* (1784–1851) zählt sicherlich nicht zu ihnen. Wenn hier an ihn erinnert wird, so nicht nur wegen seiner teilweise zu Unrecht vergessenen Leistungen. Seine Biographie bietet vielmehr Einblick in ein Gelehrtenleben aus einer ebenso fruchtbaren wie unruhigen Zeit der deutschen Geistesgeschichte.

II. „Von allen bis zum Briefträger herab in schonungsloser Weise missbraucht und ausgenutzt“

Wahrscheinlich ist es nichts Ungewöhnliches: Nach längerer Arbeit über eine historische Person kommt wahrscheinlich unweigerlich der Moment, an welchem man sich – völlig unkritisch – diese Person als Gesprächspartner vorstellt. Man stellt an sie dann im Geist vielleicht Fragen, die einen gerade beschäftigten. Eine derartige Frage an *Löhr* würde wahrscheinlich lauten, warum er sich überhaupt dafür entschied, ein Rechtsgelehrter zu werden. In die Wiege gelegt war ihm dieser Weg nicht. Egid Valentin Felix Johannes Nepomuk Ferdinand v. *Löhr* (Stadtname „Das Löhrche“) stammte aus der Umgebung von

Gießen. Er wurde am 17. 3. 1784 in Wetzlar geboren. Die Eltern starben früh. Der Vater hinterließ ihm eine Anwartschaft, welche den Eintritt in eine Verwaltungslaufbahn ermöglicht hätte. Diese Option war durchaus üblich und stellte für Adelige vergleichbaren Standes keinen ungewöhnlichen Lebensweg dar. Er versprach finanzielle Sicherheit und Ansehen. All das war bei Einschlagen einer akademischen Vita nicht unbedingt der Fall. Die gezahlten Fixgehälter waren – insbesondere am Anfang einer Laufbahn – gering. Der Verdienst ergab sich hauptsächlich aus den Zahlungen der Studenten, welche diese für Vorlesungen und Privatissima zu entrichten hatten. Angehörige adeliger Familien gehörten deswegen in dieser



Abb. 1: Egid v. Löhr, Universitätsbibliothek Gießen, Archiv: Personalakten



Abb. 2: Gustav Hugo: Stich nach einer Zeichnung von Sophie von Schmerfeld (1822–1905), Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Portraitsammlung/Jur.m/Hugo, G.1.

Zeit – auch in Gießen – noch vergleichsweise selten zum akademischen Lehrpersonal.

Es ist weder bekannt wann, noch warum, sich *Löhr* gleichwohl für eine akademische Laufbahn entschied. Jedoch muss in ihm spätestens während seines Studiums der Entschluss gereift sein, von dem üblichen Weg abzuweichen und sich stattdessen mit aller Leidenschaft dem Studium des Römischen Rechts zu widmen. Über die Ursachen dieser Entscheidung lässt sich nur spekulieren. Ein Grund mag der Niedergang seiner Heimatstadt gewesen sein, die mit dem Untergang des Deutschen Reichs besiegelt wurde. Mochte er noch in seiner Jugend die in der Reichsstadt Wetzlar angesiedelten hohen Verwaltungsstrukturen erlebt haben, müssen die beruflichen Aussichten vor Ort nach 1803 deutlich ungewisser erschienen sein. Auch ging die erworbene Anwartschaft verloren, als Wetzlar preußisch wurde. Ein weiterer Grund mag im Vorbild eines Mannes liegen, den er alsbald nach Aufnahme seines Studiums ken-

nen lernen durfte. Die Rede ist von Friedrich Carl v. *Savigny*, den *Löhr* nach Aufnahme des Studiums im Jahre 1802 in Marburg hörte. *Savigny* war zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht bekannt und lehrte dort lediglich als Extraordinarius. Sein kometenhafter Aufstieg zu europäischer Berühmtheit stand jedoch kurz bevor. Exakt in der Zeit als *Löhr* sich in Marburg aufhielt, nämlich im Winter 1802, schrieb *Savigny* sein epochemachendes Werk „Das Recht des Besitzes“ nieder. Mag aus diesem Kontakt auch keine wirklich enge Anbindung an *Savigny* entstanden sein, gewisse Impulse scheint sie auf *Löhrs* weiterem Weg gehabt zu haben. Bezeichnender Weise setzte dieser seine Studien nämlich nach einem Studienaufenthalt in Gießen dann in Göttingen bei *Gustav Hugo* fort. *Löhr* hatte also das Glück, bei zwei der ganz großen Vertreter der frühen „Historischen Rechtsschule“ zu studieren. Es verwundert kaum, dass dies nicht ohne Folgen blieb.

Seine wissenschaftliche Laufbahn nahm er schließlich auf Anregung *Hugos* 1805 auf. Bereits seine ersten Veröffentlichungen belegten eine gründliche Kenntnis des Römischen Rechts. Sein Gießener Lehrer *Grolman* wurde auf sie aufmerksam, so dass sich der Kontakt nach Gießen erneuerte. Aufnahme am Fachbereich der alten und immer noch angesehenen Universität fand *Löhr* jedoch nicht sofort. 1808 wurde er zunächst als ordentlicher Professor an die neu gegründete Rechtsschule nach Wetzlar berufen. Er lehrte dort neun Semester. Wohl insbesondere auf Betreiben *Grolmans* folgte dann zum Sommersemester 1813 der Ruf nach Gießen an die *Ludoviciana*. Wenig später wurde ihm aufgrund seiner bisherigen Veröffentlichungen die Doktorwürde verliehen. Im Jahre 1814 – also mit 30 Jahren und für die damalige Zeit wohl recht spät – heiratete er. Aus der recht glücklichen Ehe gingen insgesamt sieben Kinder hervor.

Gerade dieser Anfang seiner Lehrtätigkeit in Gießen muss mit Erschwernissen und Unsicherheiten verbunden gewesen sein. Durch die lang andauernde Auseinandersetzung mit Frankreich hatte auch der Universitätsbetrieb gelitten. Teilweise war in der Vergangenheit wegen eines beträchtlichen Rückgangs der Studentenzahlen der Betrieb beinahe zum Er-

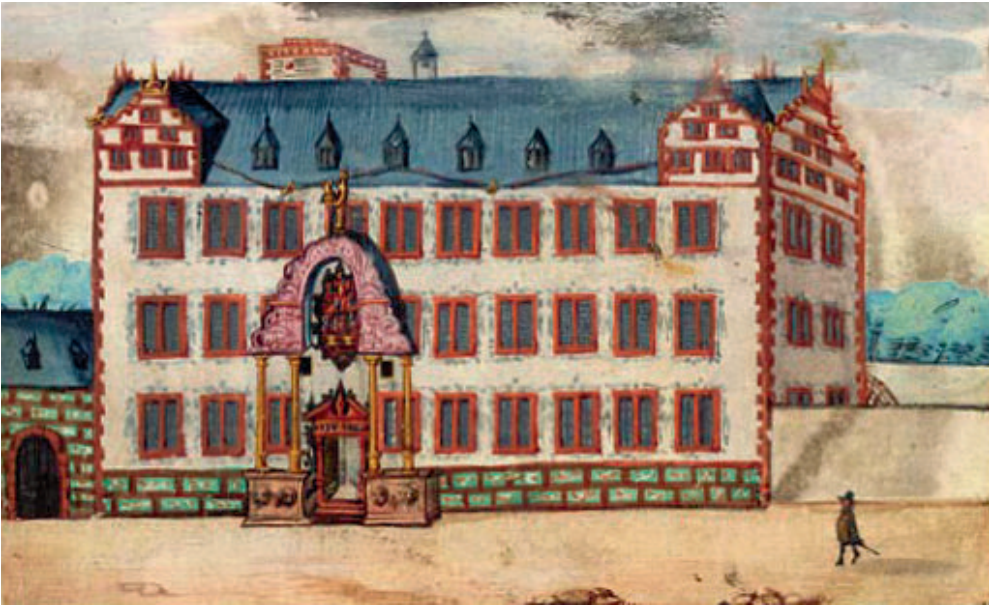


Abb. 3: Bild der Ludoviciana: Kollegiengebäude der Universität Gießen, aus dem Stammbuch des Daniel Schelling, 20er Jahre des 17. Jahrhunderts, Original: Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar

liegen gekommen. Gerade für die auf Einnahmen aus den Veranstaltungen angewiesenen jüngeren Professoren muss dies ein finanzielles Desaster gewesen sein. Zum Zeitpunkt von *Löhrs* Eintritt in die Fakultät konnte zudem niemand sagen, ob und wie lange die Universität überhaupt noch bestehen würde. Wäre Gießen im Rahmen der Gebietsneuordnung der Territorien ab 1815 nicht bei Hessen-Darmstadt geblieben, sondern Hessen-Kassel zugesprochen worden: Wer hätte garantiert, dass dieses Herrscherhaus in unmittelbarer räumlicher Nähe zur alten Landesuniversität in Marburg noch eine zweite Universität unterhalten hätte? *Löhr* mag sich dunkel an vergleichbare Situationen in den Anfängen der Gießener Universität erinnern haben. Als weiterer Unruheherd müssen der Hungerwinter 1817/18 gelten und die mit Macht einsetzenden Studentenunruhen. Von diesen Unruhen finden sich in *Löhrs* schriftstellerischer Tätigkeit nicht einmal Andeutungen. Das verwundert kaum. Jeder Gelehrte, der Gießen nicht nur als notwendige Durchgangsstation ansah, sondern am Fachbereich alt werden wollte, tat gut daran, sich gerade in

politischen Fragen nicht zu exponieren. Haltung und Vorgehen des Herrscherhauses gegenüber den Studentenunruhen waren immerhin klar ablehnend.

Trotz zahlreicher, zum Teil sehr ehrenhafter Rufe (u.a. Heidelberg und Göttingen), blieb *Löhr* Gießen treu. Bis zum Jahre 1833 stieg er hier bis zur ersten Professur auf. Neben weiteren Ehrungen, Titeln und Ämtern bekleidete er ab diesem Zeitpunkt auch das wohl eher lästige Amt des Syndikus der Universität. Die damit verbundene Überhäufung mit Verwaltungsangelegenheiten als Vertreter des Kanzlers schränkten seine Veröffentlichungstätigkeit zunehmend ein. Werke größeren Umfangs entstanden deswegen in diesen Jahren der Reife nicht mehr. Das mag aber auch an *Löhrs* Arbeitstyp selbst gelegen haben. Er war wohl nicht der Mann für den großen Systementwurf, für die allumfassende dogmatische Konstruktion. Im Hintergrund seiner Arbeiten scheint vielmehr in gewisser Weise das *Horaz'sche „fuge magna“* durchzuschimmern. *Löhr* starb ohne lange Krankheit nach einem Schlaganfall am 6. 3. 1851 im Alter von 67 Jahren.



Abb. 4: Ludwig Emil Grimm: Portrait Friedrich Carl v. Savigny, Sammlung Kippenberg, Leipzig

Bevor sich die Untersuchung einer kurzen Würdigung seines Oeuvres zuwendet, einige wenige Worte zur Person *Löhrs*. Er war wohl das, was man heute einen Gelehrten aus der „guten alten Zeit“ nennen würde. Er soll sich – man ist an *Kant* erinnert – niemals weit von Gießen entfernt haben. Zeitgenossen schildern ihn als liebenswerten, bescheidenen und überaus gutmütigen Menschen, der „von allen bis zum Briefträger herab in schonungsloser Weise missbraucht und ausgenutzt“ worden sein soll. Trotz umfangreichster Lehrtätigkeit und ständiger Überziehungen der Vorlesungszeiten, soll er nie mit seinem Stoff im Semester durchgekommen sein. Gegenwart und Erscheinen in den Vorlesungen sollen sich hauptsächlich durch den Geruch von Kölnisch Wasser bemerkbar gemacht haben, womit er sich die Stirn während der Vorlesung wusch.

III. „*Quaestor sacri palatii*“

Löhr wird üblicherweise als früher Romanist der Historischen Rechtsschule eingeordnet. Dieses Urteil ist grundsätzlich berechtigt. Zum

engeren Kreis um das Schulhaupt *Savigny* wird man ihn andererseits jedoch nicht zählen können. Vielmehr erscheint bei ihm auch in der Zeit der Reife ein fühlbarer Einfluss seines Lehrers *Hugo* ungebrochen. Zu Letzterem bestand wohl auch der intensivere Kontakt.

III.1 *Frühzeit der „Historischen Rechtsschule“*

Rein äußerlich betrachtet handelt es sich bei der so genannten „Historischen Rechtsschule“ um eine von *Savigny*, *Eichhorn* und *Göschen* 1814/15 ins Leben gerufene wissenschaftliche Strömung, die u.a. auf eine Erneuerung des deutschen Zivilrechts zielte. Bekanntermaßen gliederte sie sich in der Folgezeit in eine germanistische und romanistische Ausrichtung, wobei hier zum Verständnis von *Löhr* nur letztere Strömung interessiert. Die zentrale und für die Programmatik dieses romanistischen Schulzweigs tonangebende Persönlichkeit wurde *Savigny*, *Löhrs* Lehrer aus Marburger Zeiten.

Die inhaltlichen Facetten des Schulprogramms sind derart vielgestaltig, dass hier eine Beschränkung auf die wesentlichen Punkte notwendig ist. Dies bedeutet an erster Stelle, sich von einigen der populärsten Schlagworte zu trennen. Hiermit sind die beinahe Allgemeingut gewordenen rechtstheoretischen und rechtspolitischen Ausführungen in *Savignys* bekanntester Streitschrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ gemeint.

Wichtiger als diese erscheinen für unsere Zwecke die weniger bekannten Forderungen zur juristischen Arbeitsweise. Hier stößt man auf ein Paradoxon, was auch aus den erwähnten rechtstheoretischen Teilen des Programms bekannt ist: Die von *Savigny* vorgetragene Arbeitsweise war viel weniger historisch, als es der Name der Schule zunächst vermuten ließe. Obwohl sie äußerlich zu einer starken Aufwertung des historischen Arguments führte, zielte sie doch in Wahrheit auf eine Erneuerung des geltenden Rechts. Sie war also in ihrem Kern dogmatisch. Wer das nicht sofort für nachvollziehbar hält, ist in bester Gesellschaft. Es hat immer wieder namhafte Köpfe gegeben, welche die

sen und andere Punkte des Schulprogramms als widersprüchlich kritisiert haben. Man ist heute jedoch überwiegend der Meinung, dass es sich hierbei nur um einen scheinbaren Widerspruch handelt. Dies hängt mit dem Geschichtsverständnis der Schule zusammen. Dieses war nämlich – dem Zeitgeist entsprechend – teleologisch. Der Gang der Geschichte ist hiernach nicht zufällig, sondern zielgerichtet. Versteht man Geschichte in diesem Sinne, enthält ihr Entwicklungsgang aber auf eben dieser Metaebene sinnhafte Informationen, die über die reinen historischen Daten weit hinausgehen können. Hier liegt – vereinfacht gesagt – die Schnittstelle, in der sich historische Arbeit und Dogma konstruktiv berühren konnten.

Diese beiden charakteristischen und gegenläufigen Punkte – nämlich einerseits eine (äußerlich) erhebliche Aufwertung der historischen Arbeit, die andererseits im Kern wohl eher dogmatisch-systematische Arbeit bleibt – finden sich auch bei *Löhr*. Man kann sie an einigen wenigen Beispielen plastisch darstellen. Dass derartige Allgemeinbeschreibungen im historischen Detail nicht punktgenau aufgehen, ist selbstverständlich. Das historische Faktum beugt sich dem menschlichen Wunsch nach Kategorisierung so gut wie nie.

III.2 Geschichte

Wie bereits erwähnt, finden sich in *Löhrs* Werk die für *Savignys* Denken typischen geschichtsphilosophischen Deutungsmuster nicht. Jedoch zeigen sich bei genauerem Hinsehen Konstruktionen, die zumindest im Ergebnis dem Ansatz der Schule stark ähneln. Gemeint ist die Interpretation geschichtlicher Anteile im *Corpus Iuris*.

Zum Verständnis muss man etwas ausholen. In weiten Teilen Deutschlands galt in *Löhrs* Zeit noch Römisches Recht, wenn auch subsidiär. Man besaß es in Form einer aus dem 6. Jahrhundert stammenden „Kodifikation“ des oströmischen Kaisers *Justinian I.* (527–565), des so genannten *Corpus Iuris*. Schon der Begriff der „Kodifikation“ ist aber verwirrend, legt man moderne Maßstäbe an. Bereits das Römische Recht selbst war im Wesentlichen nicht Ge-



Abb. 5: Bild des oströmischen Kaisers Justinian I.: Chormosaiken in San Vitale (Ravenna), Szene: Kaiser Justinian und Bischof Maximilianus und sein Hof, Detail: Büste des Justinian.

setzesrecht im modernen Sinne, sondern ganz eigener Natur. Man könnte es eher noch mit dem anglo-amerikanischen case-law vergleichen. Der Stand der Rechtswissenschaft unter *Justinian* hätte es wohl nicht erlaubt, dieses hoch entwickelte und komplexe Gebilde in ein modernes Gesetz zu überführen. Das verwundert nicht. Wir wissen heute, dass eine solche Übertragung rechtstechnisch ausgesprochen anspruchsvoll ist. Das ist sicherlich auch ein Grund, warum bei Staaten, die an sich eher durch anglo-amerikanische Einflüsse geprägt wurden, die kontinentaleuropäischen Zivilrechtskodifikationen in jüngerer Vergangenheit oftmals zum „Exportschlager“ wurden. Der vor ganz ähnlichen Problemen stehende *Justinian* entschied sich aus diesem Grund für eine andere Darstellungsform. Man stellte aus dem zur Verfügung stehenden Material – er berichtet allein bei den *Digesten* von 2000 Büchern mit 3 Millionen Zeilen – das relevante Recht zusammen.

An diesem Punkt setzt *Löhrs* Gedankengang ein. Er führt aus, dass man bei einer derartigen Gesetzgebungstechnik systematische Zusammenhänge der einzelnen Materien des Gesetzes nur sehr unvollkommen habe abbilden können: Anders als bei einem modernen Gesetz, welches seine Materien frei zusammenstellen könne, sei dies bei einer reinen Sammlung bereits vorhandener Texte nicht in gleicher Weise möglich. Dies führt ihn zu der These, dass *Justinian* ganz bewusst historisches Material in das *Corpus Iuris* eingearbeitet habe, um die entsprechenden Zusammenhänge klarzustellen.

Man merkt, wie nahe dies im Ergebnis dem teleologischen Geschichtsverständnis *Savignys* kommt. Versteht man die Quellen in dieser Weise, dann ist jede dogmatisch-systematische Arbeit an den Quellen notwendig geschichtliche Arbeit. Beide Bearbeitungsformen verschwimmen, wobei scheinbar die geschichtliche Arbeit dominiert. Wie stark sich diese Vorstellungsweise *Löhrs* von der in seiner Zeit gewöhnlichen Vorstellung abhebt, wird durch einen etwa zeitgleichen Aufsatz *Thibauts* deutlich. *Thibaut* – einer der bekanntesten und einflussreichsten Zivilrechtler seiner Zeit und zudem ein anerkannter Musiktheoretiker – erkennt zwar an, dass es im *Corpus Iuris* geschichtliches Material gebe. Er schränkt dies jedoch auf einen bestimmten Teil ein. Auch deutet er die Wertigkeit dieser historischen Anteile viel ambivalenter: Überwiegend, so schreibt er, handele es sich um ganz überflüssige, veraltete Regelungen, die man lediglich vergessen habe zu beseitigen.

III.3 Dogmatik

Was *Löhr* dann aus diesem Ansatz entwickelt, enthält wesentlich mehr dogmatische Züge als man meinen könnte. Gleichwohl wäre es falsch, *Löhr* eine unhistorische Arbeitsweise vorzuwerfen. Im Gegenteil: Weite Teile seiner Arbeiten sind sehr gründliche entwicklungsgeschichtliche Darstellungen einzelner Institute des Römischen Rechts. Nicht ohne Grund soll der bereits erwähnte *Thibaut* sich *Löhr* als „*Quaestor sacri palatii*“ gewünscht haben.

Nur: Legt man heutige Geschichtsbegriffe zugrunde, würde man wohl nur eingeschränkt von rein historischer Arbeit sprechen. Ihr Bezugsrahmen bleibt eben doch die Dogmatik des geltenden Rechts.

Dies lässt sich besonders plastisch in der Frage der Textkritik darstellen. Hierunter versteht man folgendes Problem: Was man in *Löhrs* Zeit besaß, war nicht das reine Römische Recht. Es war vielmehr durch mehrere „Filter“ bekannt. Sie stammten aus vorjustinianischer Zeit, aus justinianischer Zeit und aus dem Mittelalter.

Die ersten beiden dieser Filter betrafen die Textgestalt des *Corpus Iuris* selbst. Man besaß die dort gesammelten Texte nicht im Original. Da diese älteren Texte bereits vor *Justinian* teilweise verändert worden waren (1. Filter) und auch *Justinian* selbst sie bewusst an die sozialen Realitäten seiner Zeit hatte anpassen lassen (2. Filter), war die Textgrundlage teilweise streitig. Hinzu kam, dass man selbst den Text des *Corpus Iuris* nicht im Original kannte, sondern nur in Abschriften. Zwar war die wahrscheinlich älteste, die sog. „Florentina“ sehr alt, zu Anfang des 19. Jahrhunderts hielt man sie jedoch überwiegend nicht für eine originale Abschrift.

Der dritte Filter betraf weniger die Gestalt des Textes als die dogmatische Verortung einzelner Problemkreise. Das Römische Recht war in Deutschland nicht primär in Gestalt des *Corpus Iuris* – quasi als reiner Gesetzestext – rezipiert worden, sondern vermittelt durch die Arbeiten der Glossatoren und Kommentatoren. Für sie wurde u.a. die so genannte *Glossa magna* des *Accursius* bestimmend. Sie arbeitete mit einem komplexen System von Querverweisen, das für jedes juristische Problem einen sog. „*locus communis*“ im Gesamttext erarbeitete. An ihm wurde das Problem erörtert und auf andere Kommentarstellen verwiesen. Zwar gab man dieses komplizierte System in späterer Zeit auf. Jedoch wurden hierdurch z.T. innere Beziehungen zwischen Quellenteilen hergestellt, die im Römischen Recht so nicht vorhanden waren. Es entstanden juristische Problemtraditionen, die zwar auf das Römische Recht projiziert wurden, mit ihm in der Sache aber oft nichts zu tun hatten (3. Filter).

Quaeritur penna mero si perenne ad ac verus vel dolo scilicet quomodo... **C** De dolo in casu bonae fidei... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

Hic dicitur quod si vis... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

penam criminalem pecuniam dano, offendi estimatione de dante vel bonoq; liberi; no igitur de dante vo... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

Intra dicitur quod si vis... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

Intra dicitur quod pector numerata pecuniam domi virba... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

deinde alij neperare: et iterum vidua facta ad procoem virum rede... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

Intra dicitur quod si vis... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

C De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu... **C** De dolo in casu...

Abb. 6: Seite aus Corpus Iuris Civilis: Institutiones mit der Glossa des Accurius (Basel 1476). Digitale Sammlung der ULB Düsseldorf 2011.

Von einer im modernen Sinne historischen Arbeitsweise würde man bei diesem Sachstand wohl nur sprechen, wenn eine Arbeitsweise alle der genannten drei Filter sorgsam zu bewerten und zu interpretieren suchte. Derartiges findet sich aber weder bei *Savigny* noch bei *Löhr*. Zwar ist eine gewisse Frontstellung gegen die Tradition des sog. „*mos italicus*“ zu bemerken, was man in den Zusammenhang des dritten Filters bringen kann. Hinsichtlich der ersten beiden Filter trat man jedoch nicht für das ein, was man heute eine sorgfältige Textkritik nennen würde.

So existierte das Bewusstsein vorjustinianischer Texteingriffe gar nicht. Die Diskussion von Texteingriffen durch *Justinian* selbst nahm nur einen ganz geringen Raum ein. Wurden sie diskutiert, wurde ihre Bedeutung eher als unwesentlich angesehen. Aber auch eine Rekonstruktion des Textes des *Corpus Iuris* im modernen Sinne findet sich nicht. *Savigny* hatte hierzu in den Gründungsschriften ausgeführt, zur Rekonstruktion des Originaltextes sei nur eine ganz geringe Anzahl von Handschriften notwendig. Auch bei *Löhr* ist für die Bearbeitung der Digesten in den Jahren 1814–1824 nur die Nutzung von sechs Handschriften nachweisbar. Beide Befunde sind weit entfernt von dem, was man heute eine zuverlässige Textkritik nennen würde. Lassen wir zum Verständnis Zahlen sprechen. Eine Textkritik nach modernen Maßstäben hätte zumindest den Vergleich einer Vielzahl bekannter Handschriften vorausgesetzt. Ein für damalige Verhältnisse unlösbares Problem: Nahm man allein Westeuropa, so hätte man (nach damaligem Kenntnisstand) allein zur Einsicht in die bekannten Handschriften der Digesten 51 Städte mit teilweise mehreren Bibliotheken pro Standort in Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich, Spanien, England und der Schweiz aufsuchen müssen. An den Standorten befand sich zum Teil eine Vielzahl von Handschriften. Eine zeitgemäße Übersicht nennt allein in Rom 59 Titel. Zudem waren bei der Einsicht in Handschriften oft hohe Fertigkeiten bei der Lektüre und der Abfassung von Kopien erforderlich: Die Handschriften waren oftmals nur nach mühevoller Analyse lesbar und mussten deswegen kopiert werden.

Die Zurückhaltung *Löhrs* gegenüber derartigen Bemühungen hat also durchaus etwas Pragmatisches. Sie hing aber – wie bei *Savigny* – zudem mit seinem eher dogmatischen Interesse an den Quellen zusammen. Immerhin war das *Corpus Iuris* geltendes Recht. Je mehr man den Text dieser Quellen kritisierte, desto mehr entzog man dem Recht seine Geltungsgrundlage.

Die Ergebnisse von *Löhrs* dogmatischen Arbeiten hier im Einzelnen darzustellen, würde zu weit gehen. Man kann allerdings sagen, dass in dieser Zeit – in Abkehr von der überkommenen Tradition des älteren gemeinen Rechts – neue Problemtraditionen eröffnet werden, die dann überwiegend das gesamte 19. Jahrhundert beherrschten. Das gilt im Kleinen auch für *Löhr*. All diese Arbeiten bildeten zu einem wesentlichen Teil die Grundlage des BGB, von dessen hoher Qualität wir auch heute noch profitieren.

IV. Schluss

In *Löhrs* Biographie bilden sich also durchaus wesentliche Züge seiner Zeit ab. Wir finden in ihm einen Angehörigen der alten, wenn auch wohl niederen Verwaltungselite, die nach dem Untergang der Heiligen Römischen Reichs zur Neuorientierung gehalten war. *Löhrs* Entscheidung für die akademische Laufbahn und damit der Eintritt in eine an sich bildungsbürgerliche Domäne trägt sicherlich eine deutlich persönliche Note. Jedoch mag man auch in seiner Neigung zum Römischen Recht, also zu dem alten Recht des Heiligen Römischen Reichs, auch einen allgemeineren Zug zur Rückbesinnung sehen können. Mag diese Hinwendung zur Richtung der sog. Historischen Rechtsschule also noch so tagesaktuell und modern erscheinen, sie trägt gleichwohl konservative Züge. Letztere prägen dann auch seine äußere berufliche Laufbahn. Zwar exponiert sich *Löhr* nicht als Gegner der beginnenden Studentenunruhen, bleibt jedoch im Rahmen von übernommenen Verwaltungstätigkeiten auf Linie des Herrscherhauses. All dies dürfte auch dazu beigetragen haben, dass der Einzug der Historischen Rechtsschule am Fachbereich dann in eher gemäßiger und ruhiger Weise verlief.



Wolfgang Mansfeld

Finanzmarktkrise und Marktwirtschaft*

Die Finanzmarktkrise, die im Sommer 2007 begann, wird in Kürze in ihr sechstes Jahr gehen, und ein Ende ist nicht absehbar. Kein Wunder, dass die Frage nach den Lehren und Konsequenzen auch grundsätzlicher gestellt wird – und nicht nur von traditionell systemkritischer Seite. Wenn die „Financial Times“ eine Serie startet, die unter der Überschrift „Capitalism in Crisis“ steht, dann zeigt das, dass Verunsicherung auch die Akteure des Finanzmarkts selbst erfasst hat. Der nachfolgende Beitrag geht der Frage nach, welcher Zusammenhang zwischen Finanzmarktkrise und marktwirtschaftlichem Wirtschaftssystem besteht. Hat die Marktwirtschaft die Krise hervorgebracht? Verändert die Krise die Zukunftsperspektive der Marktwirtschaft?

1. Von der Ordnungsdiskussion zur Finanzmarktkrise: ein kurzer Rückblick

1.1 Wettbewerb der Systeme und liberale Renaissance

Die 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren eine Phase intensiver Debatten um das richtige Wirtschaftssystem. Das kapitalistisch-marktwirtschaftliche System wurde in vielen Ländern der westlichen Welt in der akademischen Welt, in der Politik und in der Öffentlichkeit in Frage gestellt – zwar von einer Minderheit, aber mit wissenschaftlichen Ansätzen, gründlichen Argumenten und der ernsthaften Suche nach Alternativen.

Rückenwind erhielt die Systemkritik durch Problemfelder, die nach dem Ende des Nachkriegs-

booms deutlicher hervortraten: Konjunkturzyklen und Rezession, Inflation, ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung, später auch Fragen der globalen Ressourcen (Grenzen des Wachstums, Club of Rome 1974). Das waren gewisse ernsthafte, die Wirtschaftspolitik fordernde Herausforderungen. Gemessen an den Systemrisiken und Vermögensverlusten durch die jüngere Finanzmarktkrise waren sie aber geradezu überschaubar.

Während die Kapitalismuskritik durchaus ernsthafte Argumente hatte, fehlte ihr eines: ein in der Praxis funktionierendes Gegenmodell. Nur eine äußerst kleine Minderheit vertrat ernsthaft die Meinung, die Planwirtschaften des Ostblocks könnten als Gegenentwurf taugen. Umso intensiver wurde in Theorie und Praxis nach „dritten Wegen“ Ausschau gehalten – vom skandinavischen Wohlfahrtsstaat bis zu den Wirtschaftsreformen in den Planwirtschaften des Ostblocks und zum Prager Frühling und dessen theoretischem Wegbereiter Ota Sik. Indes erwiesen sich alle „dritten Wege“ letztlich als Sackgasse. Was blieb, war eine Stärkung der sozialstaatlichen Elemente in den westlichen Marktwirtschaften.

In den 80er Jahren wendete sich das Blatt. Die „liberale Marktwirtschaft“¹ trat ab 1980 einen scheinbar unaufhaltsamen Siegeszug an. Dieser begann mit den Wahlerfolgen von Margaret Thatcher und Ronald Reagan und gipfelte fulminant Ende der 80er Jahre mit dem politischen, wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch der Staatswirtschaften des Ostblocks. Die westlichen Gesellschaften setzten danach verstärkt den Weg des liberal-marktwirtschaftlichen Kapitalismus fort. Besonders ausgeprägt war dies in den angelsächsischen Ländern, aber auch in Deutschland entwickelte sich die soziale Marktwirtschaft hin zu einer stärker deregulierten, „liberalen“ Variante. Diejenigen Staaten des früheren Ostblocks, die ein demokratisches

* Der Beitrag basiert auf einem Vortrag anlässlich der akademischen Feier zum 75. Geburtstag von Professor Dr. Dr. h.c. Armin Bohnet am 20. Juni 2011 im Senatssaal der Justus-Liebig-Universität Gießen.

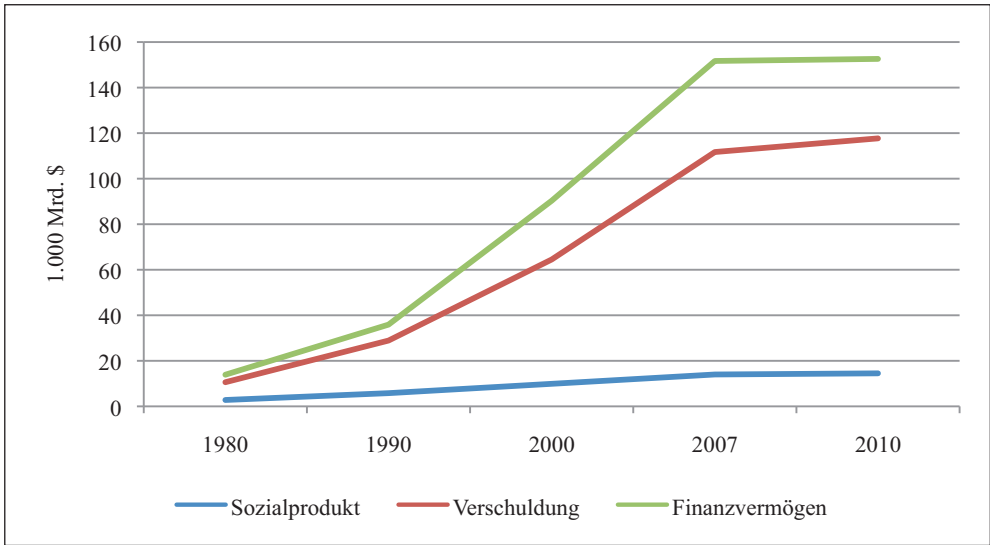


Abb. 1: Finanzmärkte und Realwirtschaft: USA

System einführen, übernahmen ihn. Und Staaten, die autoritär blieben, schufen die Variante des Staatskapitalismus.

Der Siegeszug der liberalen Marktwirtschaft war indes verbunden mit Entwicklungen, die sich später als Krisentreiber erweisen sollten: Kreditexpansion und Deregulierung.

1.2 Kreditexpansion und Deregulierung – Vorbote der Krise

Vor allem in den Vereinigten Staaten hatte sich nach der Überwindung der Inflation die Überzeugung durchgesetzt, dass Staat und Zentralbank mit niedrigen Zinsen und expansiver Geldpolitik das Wachstum fördern sollten. Ein lediglich „antizyklischer“ Einsatz staatlicher Geld- und Finanzpolitik im Sinne des keynesianischen Denkansatzes war dies nicht mehr, sondern die „stimulus legislation“ wurde jetzt eine permanente Politik. Jede sich abzeichnende Wachstumsschwäche und steigende Arbeitslosenzahlen werden seither mit billigem Geld und zusätzlicher monetärer Expansion bekämpft; die hohe Korrelation zwischen Wirtschaftswachstum und Verschuldung, die zu beobachten ist, spricht eine deutliche Sprache.

Erstaunlicherweise und gegen die konventionelle ökonomische Theorie war dies möglich, ohne dass die Inflation zurückkehrte. Der Grund war, dass die Mittel zu großen Teilen nicht für konsumtive Ausgaben oder reale Investitionen verwendet wurden, sondern an die Vermögensmärkte flossen; in Wertpapiere, Immobilien, Unternehmensbeteiligungen, Rohstoffe etc., die als Vermögensanlagen gehalten und gehandelt werden.

Auch die Stimulierung der Vermögensmärkte kann das Wachstum fördern. Sie führt aber zu folgender Schere, die seit den 80er Jahren in den Vereinigten Staaten und vielen anderen entwickelten Ländern zu beobachten ist: das Wachstum der Vermögensmärkte – gemessen an den gesamten Finanzanlagen – übertrifft das Wachstum der Realwirtschaft – gemessen am Sozialprodukt – signifikant (Abbildung 1). So ist z.B. in den USA das Sozialprodukt seit 1980 um das Fünffache gewachsen; im gleichen Zeitraum haben sich die Vermögensmärkte verzehnfacht. Das Volumen der Finanztermingeschäfte hat sich sogar innerhalb nur einer Dekade verzehnfacht und beträgt ein Vielfaches des Weltsozialprodukts.

Ein so gewaltiges Vermögenswachstum entsteht nicht durch Bildung von Ersparnissen.

Hauptsächlicher Treiber war vielmehr die kreditfinanzierte Kapitalanlage durch Institutionen, die mit hohem Verschuldungsgrad (Leverage) arbeiten, vor allem Investmentbanken und andere Akteure der Kapitalmärkte. Parallel zum Vermögenswachstum erfolgte also ein Verschuldungswachstum (siehe Abbildung). Auch der private Immobilienkauf kann eine Form kreditfinanzierten Vermögensaufbaus sein. Die massive staatliche Förderung von schuldenfinanzierten Immobilienkäufen in den Vereinigten Staaten verbunden mit schlechter Kreditqualität (Subprime-Hypotheiken) schuf die Vermögensblase, die 2007 letztlich den Auslöser der Krise darstellte. Die zweite aus heutiger Sicht problematische Entwicklung war die **Deregulierung der Finanzmärkte**. Banken und Finanzmärkte waren seit der Weltwirtschaftskrise stark regulierte Wirtschaftszweige. Das schien nicht mehr zur Grundidee der liberalen Marktwirtschaft zu passen, wonach der Staat in subsidiärer Weise nur dann regelnd eingreifen sollte, wenn Märkte offenkundig nicht funktionieren. Die Finanzmärkte sollten in der liberalen Marktwirtschaft sogar eine wichtige Wächterrolle spielen und durch ihre Reaktionen Marktteilnehmer und Regierungen zu Effizienz und finanzieller Disziplin anhalten.

Das bedeutet: die (zutreffende!) Grundidee, dass freie Märkte und Wettbewerb Wachstum und Innovation fördern können, wurde von den Gütermärkten auf die Finanzmärkte übertragen – aus heutiger Sicht ein schwerwiegender Fehlschluss. Am stärksten war die Deregulierung der Finanzwirtschaft in Ländern mit großen Kapitalmärkten: den USA und Großbritannien. Die „light touch“-Regulierung der Thatcher-Regierung wurde zum Vorbild für viele andere Länder. Sie erleichterte eine stärkere Kreditaufnahme für Kapitalmarktgeschäfte und erlaubt innovative, zugleich aber auch komplexe Finanzprodukte. Das starke Wachstum der Vermögensmärkte ging seit den 80er Jahren – nicht überraschend – einher mit erhöhten zyklischen Schwankungen und wiederkehrenden spekulativen Übertreibungen, die regelmäßig in Marktkrisen endeten. 1998 etwa kam es zum Kollaps des Hedge-Fonds Long-Term Capital Management (LTCM); die systemischen Risiken hieraus schienen so be-

deutend, dass LTCM mit staatlicher Hilfe gestützt wurde. 2001 platzte die New-Economy-Blase. Zu fragen ist, warum die Risiken von der Politik, aber auch Unternehmen und Wissenschaft so wenig erkannt, thematisiert und berücksichtigt wurden.

Schließlich platzte 2007 die Blase am US-Häusermarkt, was die bis heute andauernde Finanzmarkt- und Schuldenkrise auslöste. Damit endete die Ära der liberalen Marktwirtschaft abrupt. Mit Einsetzen der Krise wurden Systemschwächen des liberalen Modells evident. Diese liegen aus Sicht des Autors auf drei unterschiedlichen, aber nicht unverbundenen Feldern, auf die nachfolgend eingegangen wird: (1) die Instabilität der Finanzmärkte selbst, verstärkt durch Kreditexpansion und Deregulierung, (2) die fehlende Kapazität, langfristige infrastrukturelle Investitionen durchzuführen und (3) die Spreizung der Einkommen und Vermögen.

2. Systemschwächen der liberalen Marktwirtschaft

2.1 Ungesteuerte Finanzmärkte

Es leuchtet schon intuitiv ein, dass Vermögensmärkte, die dauerhaft signifikant stärker wachsen als die Wirtschaftsleistung, den Bezug zur Realwirtschaft verlieren und anfällig werden für Krisen. Bei analytischer Betrachtung ist festzustellen, dass Deregulierung und kreditgetriebenes Wachstum durch kurzfristiges Agieren und das Eingehen hoher Risiken an den Finanzmärkten begünstigt wurden. Dieses wiederum lässt sich durch drei Faktoren erklären.

Spekulative Strategien: Wenn Kreditexpansion Liquidität schafft, die an die Vermögensmärkte fließt, entstehen Kursanstiege, die wiederum neue Investoren anlocken. Viele Anlagestrategien sind in einem solchen Umfeld per se tendenziell kurzfristig angelegt, denn es gilt das Momentum eines sich selbst stützenden Kursaufschwungs zu nutzen. Die fundamentale Qualität der Vermögenswerte, die sich letztlich aus der realen Wirtschaft ableitet, tritt demgegenüber in den Hintergrund. Der Kursgewinn, wenn er rechtzeitig realisiert wird, ist wiederum die Quelle hoher und nicht selten exorbitanter

Einkünfte der Beteiligten – der Händler einer Bank, der Manager, der eine entsprechend gute Bilanz vorweisen kann etc. Schon das erklärt, warum an den Kapitalmärkten zunehmend kurzfristig agiert wird.

Intransparente Risiken: Zunehmende Risiken sind das Spiegelbild kreditgetriebener Vermögensmärkte. Risiken sollten eine natürliche Bremse für aggressive Strategien sein. Das setzt aber voraus, dass sie transparent sind und Entscheidungsträger ein Interesse an ihrer Begrenzung haben. Tatsächlich aber sind die Risiken oft nicht transparent. Denn zunehmend entstanden komplexe Finanzprodukte, deren Risiken oft auch von professionellen Käufern nicht verstanden wurden. Viele dieser Produkte dienten der Bündelung, „Umverpackung“ und Weiterreichung von Kreditrisiken. Das kann grundsätzlich eine wichtige Funktion sein. Aufgrund von Komplexität und Interessenkonflikten – manche Investmentbank verkaufte „verpackte“ Kreditrisiken an Kunden, und spekulierte zugleich mit eigenem Geld darauf, dass diese Risiken schlagend werden – wurden aber Kreditrisiken nicht zu demjenigen transferiert, der sie am besten tragen kann, sondern zu demjenigen, der sie am wenigsten zu durchschauen in der Lage war. In Bankbilanzen sammelten sich Risiken an, die selbst für das Management, geschweige denn den Aufsichtsrat, noch durchschaubar waren – man denke z.B. an das Exposure, das deutsche Landesbanken gegenüber dem US-Immobilienmarkt aufgebaut hatten. Und nicht zuletzt fehlte den Aufsichtsbehörden vielfach der Überblick über die globalen Verflechtungen der großen Akteure an den Finanzmärkten und daraus resultierende systemische Risiken.

Fehlende Haftung: Schließlich wurde das marktwirtschaftliche Prinzip, dass eine Kongruenz von Chancen und Risiken, Rechten und Pflichten und nicht zuletzt Freiheit und Verantwortung vorsieht, vielfach verwässert. Eigentümer von Finanzunternehmen, die letztlich die Risiken tragen und normalerweise eine längerfristige Erfolgsperspektive haben, übten nicht selten unzureichende Kontrolle über das Management aus, welches andere, kurzfristige Ziele hat und bei Misserfolg kaum jemals persönlich haftet. Das gilt nicht zuletzt auch für Banken in

staatlichem Eigentum. Aber auch die Eigentümer fanden sich befreit. Denn es entstanden „systemisch relevante“ Finanzinstitute, die derart groß und vernetzt sind, dass eine Insolvenz praktisch ausgeschlossen ist. Da sie mit öffentlichen Mitteln gerettet werden mussten, wurden de facto Gewinne privatisiert und Verluste sozialisiert – ein zusätzlicher Anreiz für das Management, kurzfristig höhere Risiken einzugehen, und zugleich ein schwerer Rückschlag für die Legitimation der marktwirtschaftlichen Ordnung.

2.2 Investitionen in nachhaltiges Wachstum

Deregulierung und kurzfristige Orientierung wichtiger Teile der Finanzmärkte erklären auch, warum es trotz des starken Vermögenswachstums an der Realisierung langfristiger realer und sozialer Investitionen mangelt. Der Ausbau der Infrastruktur, Gesundheit und Bildung, die ökologische Transformation und ausreichende Finanzierungsbedingungen für kleine und mittlere Unternehmen erfordern erhebliche Mittel. Allein für den Ausbau der Infrastruktur in der Europäischen Union veranschlagt die EU-Kommission 1.500–2.000 Mrd. € bis 2020. Für den langfristigen Umbau des Energiesystems wird geschätzt, dass die Gesamtkosten des Energiesystems auf rund 15 % des Bruttoinlandsprodukts im Jahr 2050 ansteigen werden.

Vielfach geht es hier um die Bereitstellung von „Gemeingütern“. Die ökonomische Theorie der „Public Goods“ hat überzeugend erklärt, warum Güter dieser Art ihrer Natur nach nicht oder nicht ausreichend privatwirtschaftlich angeboten werden können.

„Public Goods“ erfordern somit häufig ein Eintreten der öffentlichen Finanzen. Doch die Regierungen sind hier in einem Dilemma. Es fällt zunehmend schwer, den wachsenden Bedarf an Gemeingütern zu decken. Denn die Idee der Liberalisierung und Deregulierung erfordert die Begrenzung der Steuerlasten und Staatsausgaben. So hat bereits vor der Finanzmarktkrise die Versorgung mit „öffentlichen Gütern“ in vielen Ländern stark nachgelassen. Nach Berechnungen von J. Sachs werden in den USA Programme u.a. für Erziehung, Energie und Umwelt, Wis-

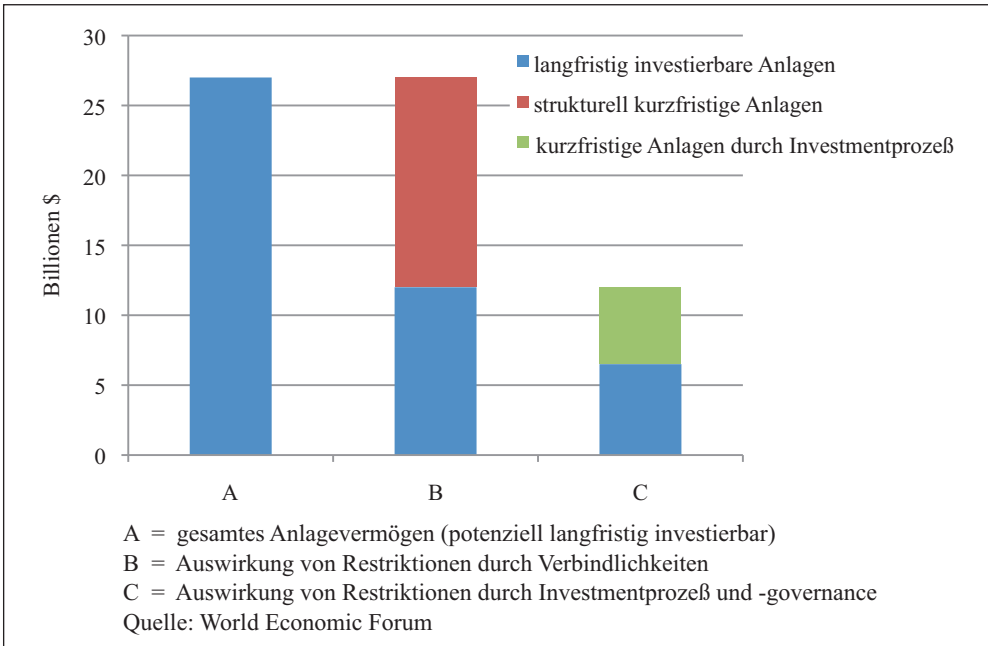


Abb. 2: Langfristiges Kapital für langfristige Investitionen

senschaft und Ausbildung auf unter 2 % des Sozialprodukts fallen, von 5–6 % Ende der 70er Jahre.² Aber auch in Deutschland sind Defizite bei langfristigen öffentlichen Investitionen mit Händen zu greifen – nicht finanzierbare Schadensbereinigung an kommunalen Straßen, unterfinanziertes Bildungssystem mit mäßigen Performance-Indikatoren etc.

Vorübergehend konnte die öffentliche Finanzknappheit durch den Anstieg der Staatsverschuldung kompensiert werden. Dieser Weg hat aber Grenzen. Schon vor der Finanzmarktkrise war die öffentliche Verschuldung in allen Industrieländern gestiegen, auch wenn es zwischen durch Bemühungen um Konsolidierung gegeben hatte – und auch Erfolge, wenn man sich daran erinnert, dass unter Präsident Clinton der US-Bundeshaushalt vorübergehend Überschüsse erzielte. Die Finanzmarktkrise hat dann zu einem drastischen Anstieg der öffentlichen Verschuldung geführt und endgültig strukturelle Probleme der Bereitstellung von Gemeingütern und der Förderung langfristigen, nachhaltigen Wachstums offengelegt.

Ein naheliegender Gedanke ist, die Begrenztheit öffentlicher Mittel durch stärkeren Einsatz privater Finanzmittel zu kompensieren. Im Falle von „Public Goods“ wäre dies z.B. durch Bürgschaften oder Co-Finanzierungen möglich. Doch fällt den Finanzmärkten – trotz ihres enormen Wachstums – gerade die Bereitstellung langfristiger Mittel schwer. Erntzunehmende Studien kommen zu dem Schluss, dass das Finanzsystem, trotz seines überproportionalen Wachstums, die Aufgabe, Ersparnisse in die Finanzierung langfristiger Investitionen zu überführen, nur unzureichend nachkommt.³

Für den Bankensektor ergibt sich das schon dadurch, dass dieser zu einem Schuldenabbau und einer Verkleinerung der Bilanzen gefordert ist. Umso stärker richtet sich der Blick auf diejenigen institutionellen Investoren, die klassische Langfristanleger sind, vor allem Versicherungen und Pensionskassen. Das gesamte Anlagevermögen dieses Sektors wird auf etwa 27 Billionen \$ geschätzt. Die Fähigkeit dieses Sektors, langfristiges Kapital bereitzustellen, wird aber durchaus kritisch diskutiert. Zum einen hängt diese Fä-

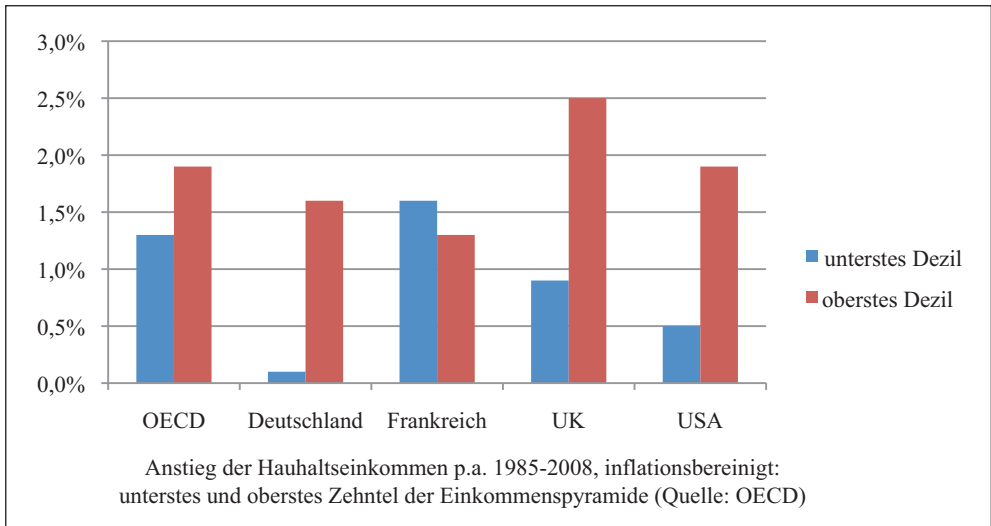


Abb. 3: Wachsende Unterschiede in der Einkommenspyramide

higkeit stark von der Struktur der Verbindlichkeiten ab. Da nicht alle Verbindlichkeiten langfristig sind, ergeben sich schon hierdurch Restriktionen (siehe Abbildung 2). Hinzu kommt allerdings, dass auch verbleibende Spielräume nicht ausgeschöpft werden, weil aus verschiedenen Gründen eher kurzfristige Investitionen bevorzugt werden. Hierzu können auch rechtlich-regulatorische Gründe beitragen – z.B. der Zwang zur Marktbewertung von Forderungen und Verbindlichkeiten (ein Vermächtnis aus der Phase der liberalen Marktwirtschaft) und verschärfte Kapitalunterlegungspflichten (eine Folge der Finanzmarktkrise).

Im Ergebnis ist festzuhalten, dass sich der Anlagehorizont institutioneller Investoren in den vergangenen zwei Jahrzehnten verkürzt hat.⁴ Zu befürchten ist, dass gerade Versicherungen und Pensionsfonds diese Rolle in Zukunft noch weniger ausfüllen können.

2.3 Verteilung von Einkommen und Vermögen

Die Frage, inwieweit Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen eine „inhärente“ Folge marktwirtschaftlicher Systeme ist, war großes Thema der 60er und 70er Jahre – sowohl akade-

misch als auch wirtschaftspolitisch. Gewerkschaften versuchten, durch „aktive Lohnpolitik“ eine Umverteilung der Einkommen zu erreichen. Und Kerngedanke sozialdemokratischer Politik der 70er Jahre war es, das Wirken des Marktes zu akzeptieren – aber die Folgen für die Verteilung durch Steuer- und Sozialpolitik zu korrigieren.

Die Phase der Deregulierung führte seit den 80er Jahren auch zu einem neuen Blick auf die Einkommens- und Vermögensverteilung. Diese sollte nun weniger als Frage der politischen Gestaltung, sondern Ergebnis des Wirkens der Marktkräfte sein. Deregulierung und Liberalisierung sollten Wachstumskräfte freisetzen, die Ungleichheit zulassen, am Ende aber allen dienen und die wirksamste Armutsbekämpfung darstellen.

Es verwundert deshalb nicht, dass in den meisten Industrieländern seit den 80er Jahren die Einkommensdisparitäten deutlich gestiegen sind. Nach Untersuchungen der OECD ist die Kluft zwischen hohen und niedrigen Einkommen so hoch wie seit 30 Jahren nicht mehr.⁵

Das Wachstum dieser Kluft ist im Wesentlichen von den Markteinkünften getrieben und umso ausgeprägter, je stärker die absolute Spitze der Einkommens- und Vermögenspyramide be-

trachtet wird. Bemerkenswerterweise sind dabei die Spitzengehälter in der Finanzwirtschaft – gegenüber der gesamten Wirtschaft – um den Faktor 1,7 gestiegen⁶; ein Zusammenhang zwischen der Expansion des Finanzsektors und der wachsenden Einkommenskluft darf deshalb vermutet werden.

Legt man Deutschland zugrunde, so zeigt sich, dass das unterste Zehntel der Einkommensbezieher bei einem Einkommensanstieg von 0,1 % p.a. praktisch an der Wohlstandentwicklung seit 1985 nicht teilgenommen hat. Dennoch scheint der Abstand zum Anstieg von 1,6 % (höchstes Zehntel) auf den ersten Blick nicht immens zu sein. Allerdings wirkt Abstand über einen Zeitraum von 25 Jahren hinweg Jahr für Jahr mit einer Art Zinseszinsseffekt, so dass die absoluten Unterschiede am Ende einer so langen Zeitspanne groß sind.

Während die Marktkräfte Unterschiede vergrößerten, war der Spielraum für staatliche Verteilungspolitik in der Ära der liberalen Marktwirtschaft erheblich reduziert. Die staatliche Steuer- und Sozialpolitik hat zunehmend weniger vermocht, diese Dynamik zu bremsen bzw. hier ausgleichend oder korrigierend zu wirken.⁷

Kann man davon ausgehen, dass die wachsende Ungleichheit zumindest einen positiven Nebeneffekt hatte: die Förderung des Wirtschaftswachstums? Daran muss gezweifelt werden, wenn man die destabilisierenden Wirkungen von Kreditexpansion und Deregulierung in Betracht zieht und die hohen Wachstumsverluste, die damit einher gehen. Die These, dass ein Zusammenhang zwischen Ungleichheit und Wirtschaftswachstum bestehe, ist durch neuere Untersuchungen auch generell in Frage gestellt.⁸

3. Antworten von Politik und Gesellschaft

3.1 Keine Systemdiskussion, aber politischer Handlungsbedarf

Wie lautet die Antwort von Gesellschaft und Politik auf diese Systemschwächen? Zunächst fällt auf, dass trotz des gravierenden Marktversagens und der hohen sozialen Kosten der Finanzmarktkrise die Zukunftsfähigkeit der Marktwirt-

schaft nicht grundsätzlich und systematisch in Frage gestellt wird. Auch „Occupy Wall Street“ ist eher ein Protest gegen empfundene Unfairness als der Aufbau eines „Gegenentwurfs“.

Das ist ein bemerkenswerter Unterschied zu den Systemdiskussionen der 70er Jahre. Ursache hierfür dürfte vor allem sein, dass es kein glaubhaftes Gegenmodell zum marktwirtschaftlichen Wirtschaftssystem gibt; die nachhaltige Diskreditierung staatswirtschaftlicher „Alternativen“ durch den Zusammenbruch des Ostblock wirkt hier – glücklicherweise! – nach. Zudem unterscheidet die Diskussion (und auch die öffentliche Meinung) zwischen Finanzwirtschaft und Realwirtschaft. Die Finanzwirtschaft – zumindest die kapitalmarktorientierten und von der Realwirtschaft stärker losgelösten Teile – konzentriert die Kritik weitgehend auf sich. Mittelstand und Realwirtschaft gelten dagegen (nicht ganz zu Unrecht) eher als Opfer denn als Auslöser der Krise. Das gilt auch für die „bodenständigen“ Teile der Finanzwirtschaft, die im Kern Einlagen von der Realwirtschaft annehmen und Kredite an diese vergeben.

Auch wenn somit nicht die „Ablösung“ der Marktwirtschaft gefordert wird: ein Vertrauensverlust ist unübersehbar. Die Zustimmung zur Sozialen Marktwirtschaft hatte nach einer Umfrage des Bundesverbands deutscher Banken Ende 2010 einen historischen Tiefpunkt erreicht.⁹ Nur noch 48 % der Bevölkerung stimmen der Feststellung zu, dass sich die soziale Marktwirtschaft bewährt habe. Nur noch 23 % glauben, dass wir für die Zukunft der Marktwirtschaft mehr Markt brauchen – aber 58 %, dass wir hierzu mehr soziale Absicherung benötigen. Und 71 % glauben nicht, dass die Politik in der Lage sei, die wirtschaftlichen Probleme des Landes zu lösen. Abzuwarten bleibt, was Austerität und Zwang zur Entschuldung sozial bedeutet.

Die Politik steht somit vor massiven Herausforderungen. Sie muss (1) die überdimensionierten und zu einem Stabilitätsrisiko gewordenen Finanzmärkte wieder unter Kontrolle zu bringen und auf die Bedürfnisse der Realwirtschaft zurückzuführen und (2) langfristige Investitionen fördern und zugleich die Verteilungsgerechtigkeit erhöhen.

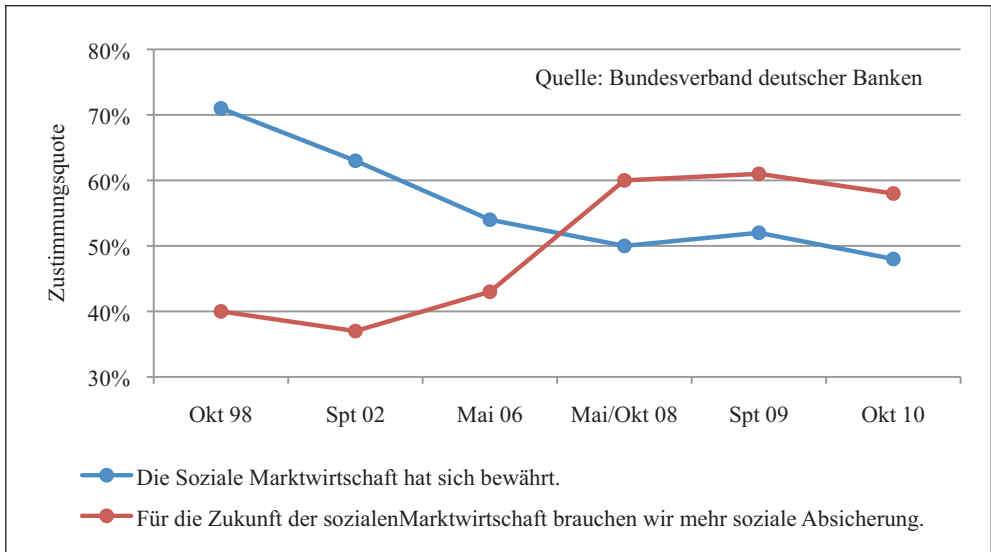


Abb. 4: Sicherheit statt Marktwirtschaft?

3.2 Stabilisierung und Redimensionierung der Finanzwirtschaft

Nach dem Kollaps von Lehman Brothers im Herbst 2008 bestand rasch Einvernehmen, dass der Staat für wirksamere Spielregeln und mehr Regulierung der Finanzmärkte sorgen muss; internationale Initiativen (G20) haben klare Zeichen in diese Richtung gegeben und umfassende Maßnahmen in Europa und Amerika angestoßen. Im Kern geht es um zwei Felder.

Systemische Sicherheit: Die wichtigsten Maßnahmen zielen darauf ab, das Bankensystem krisenfester zu machen. Im Mittelpunkt stehen strengere Eigenkapitalanforderungen für Banken, die im Rahmen des internationalen Gremiums der Zentralbanken und Bankaufseher (Basel-Komitee) als „Basel III“-Standard grundsätzlich beschlossen wurden. Dadurch soll das Wachstum der kreditfinanzierten Vermögensanlage gebremst werden und das kapitalmarktorientierte Bankgeschäft redimensioniert werden (De-Leveraging).

Marktregulierung: Auch die Funktionsfähigkeit der Märkte und die Governance der Marktakteure wird stärker reguliert. Hervorzuheben sind hier z.B. eine stärkere Kontrolle der außerbörslichen und weitgehend unregulierten Märkte

für Finanztermingeschäfte und Vergütungsvorschriften, die Kurzfristorientierung und das Eingehen exzessiver Risiken bremsen sollen. Darüber hinaus ist eine Fülle von Einschränkungen für bestimmte Akteure, Produkte oder Märkte vorgesehen oder zumindest in Diskussion, die bestimmte Risiken mit sich bringen oder deren Nutzen bezweifelt wird. Das reicht von Hedgefonds über Hochfrequenz-Börsenhandel bis hin zu Finanzterminhandel mit Agrarrohstoffen oder komplexe Finanzprodukte für Normalanleger.

Ob die Maßnahmen ausreichen, ist indes umstritten. Vielen gelten die Quoten, mit denen Bankaktiva durch Eigenkapital zu unterlegen sind, um Bankrisiken zu begrenzen, schlicht als zu großzügig. Zudem ist der Problembereich der systemisch relevanten Banken (too big to fail) noch nicht fixiert. Derartige Banken müssen – da im Falle Existenz bedrohender Verluste der Staat unvermeidlich eintreten muss – entweder zusätzliche Verlustpuffer aufbauen oder Vorkehrungen treffen, um im Insolvenzfall ohne gravierende Nebenfolgen abgewickelt werden zu können. Weiterhin ist zuletzt deutlich geworden, dass die Bankenregulierung ins Leere laufen kann, wenn Bankgeschäfte in so genannte „Schattenbanken“ (Institutionen oder

Geschäfte, die Bankfunktionen erfüllen, aber nicht der Bankenregulierung unterliegen) verlagert werden. Schätzungen besagen, dass das Schattenbankensystem an die Größe des regulären Bankensystems heranreicht.

Auch wird die Frage gestellt, ob nicht Banken, die sich auf das Einlagen- und Kreditgeschäft mit der Realwirtschaft beschränken (Boring Banks), grundsätzlich anders behandelt werden müssten als Banken, die in großem Stil Kapitalmarktgeschäfte auf eigene Rechnung betreiben. Ob dieser Ansatz Erfolg hat, ist ungewiss. Immerhin gibt es in den Vereinigten Staaten und Großbritannien bereits Gesetzesbeschlüsse, die in diese Richtung zielen. EU-Binnenmarktkommissar Michel Barnier will eine Expertengruppe zur Reform des europäischen Bankensektors einrichten, die unter anderem untersuchen soll, ob eine Trennung des Investment-Banking vom Massenkundengeschäft die Stabilität des Bankensektors verbessern kann.

Die Bilanz über 4 Jahre später fällt gemischt aus. Es scheint, dass die ursprüngliche Entschlossenheit aller G20-Länder, eine Finanzmarktkrise der erlebten Art für die Zukunft auszuschließen, abgelöst worden ist durch ein zähes Ringen um das „wie“ und „wie viel“ zusätzlicher Regulierung. Damit bleibt offen, ob wir hier ans Ziel kommen. Ob die Verabredungen überall umgesetzt werden, und ob das rechtzeitig geschieht, ist nicht sicher. In den Vereinigten Staaten hat sich auch in der Politik zuletzt der Widerstand gegen den Basel II-Akkord oder die stärkere Regulierung der Finanzterminkmärkte verstärkt.

Bedenklich ist, dass die Förderung von Wachstum und Beschäftigung erneut eine beachtliche Kreditexpansion in Gang setzt. Zwar hat seit 2007 durchaus ein De-Leveraging des Finanzsektors stattgefunden. Allerdings sind in den USA die Weichen für eine „Nahe Null“-Zinspolitik bereits für die kommenden Jahre gestellt. In Europa hat die Europäische Zentralbank die Banken - zur Stützung des Bankensystems, aber (indirekt) auch der Peripheriestaaten – jüngst mit mehrjähriger Liquidität in der unvorstellbaren Summe von mehr als 1.000 Mrd. Euro zu äußerst geringen Zinsen ausgestattet. Nicht unrealistisch ist die Erwartung, dass diese Mittel erneut zu großen Teilen an die Vermögensmärk-

te fließen. Befürchtet wird auch, dass gerade Banken mit nicht nachhaltig tragfähigem Geschäftsmodell hierzu geradezu ermuntert werden.

Damit muss man fragen, ob nicht die nächste Blase wartet – vielleicht werden es Rohstoffe sein oder der chinesische Immobilienmarkt. In diesem Falle wäre nur zu hoffen, dass die bisher angestoßenen Veränderungen die Widerstandsfähigkeit des Finanzsystems spürbar erhöht haben.

3.3 Verteilungs- und Steuerpolitik

Nicht nur der Finanzsektor, auch die Staaten müssen ihre Finanzen konsolidieren. Eine Staatsverschuldung von 60 % bis 80 % des Sozialprodukts gilt als nachhaltig bedienbar. Die tatsächlichen Verschuldungsquoten reichen aber oft weit über 100 %. Das bedeutet, dass die öffentlichen Haushalte einen „Primärüberschuss“ erzielen müssen, d.h. die Steuereinnahmen müssen die Ausgaben übersteigen, so dass nicht nur keine neuen Schulden gemacht werden, sondern vorhandene abgebaut werden können. Das wird ein langjähriger Prozess sein, der vorsichtig anzugehen ist, weil ja vorrangig der Finanzsektor Schulden abbaut und zu viel Konsolidierung das Wachstum abwürgt.

Damit sind die Perspektiven für eine Lösung der anderen systemischen Risiken – Verteilung und öffentliche Güter – nicht gerade günstig. Soweit öffentliche Mittel benötigt werden, sind höhere Steuern der einzige Weg, um Zukunftsinvestitionen in ausreichender Höhe gewährleisten zu können. Naheliegender wäre deshalb der Gedanke, von den höheren Einkommen und Vermögen – wie gezeigt, die eher Begünstigten der liberalen Ära – einen höheren Beitrag einzufordern. Damit würde zugleich mehr Verteilungsgerechtigkeit zurück gewonnen. Es gibt für diesen Weg allerdings nicht nur in Deutschland bisher wenig Schwung. Liberale Kräfte setzen unverändert auf das Argument, dass Steuern die Leistung schwächen. Auch sozialdemokratische Parteien haben das bisher vielfach nicht zu einer ernsthaften Priorität gemacht. Es ist fast kurios, dass eine Gruppe von Milliardären um den Investor Warren Buffett das sicht-

barste Signal gegeben hat, indem die US-Regierung aufgefordert wurde, die eigenen, als zu gering empfundenen Steuersätze zu erhöhen. Nun hängt nicht alles an öffentlichen Mitteln. Ein Ziel sollte deshalb auch darin liegen, die langfristige Orientierung in der Finanzwirtschaft selbst zu stärken und die Bereitstellung von Mitteln für langfristige Investitionen zu verbessern. Wege hierzu sind durchaus identifiziert. Hervorzuheben ist aus Sicht des Autors das Programm 2020 der EU-Kommission, das auf eine Stärkung nachhaltigen Wachstums abzielt. Die EU-Kommission hat zu diesem Zweck eine Reihe von Initiativen gestartet mit dem Ziel, langfristige Investitionen zu fördern. Mit „Project Bonds“ sollen in Zusammenarbeit mit der Europäischen Investitionsbank Instrumente geschaffen werden, die institutionellen Anlegern den Zugang zu Infrastruktur-Investments erleichtern. Auch soll der Zugang kleinerer und mittlerer Unternehmen zu langfristiger Finanzierung verbessert werden. Mit dem „European Venture Capital Fund“ soll zu diesem Zweck ein EU-weiter Produktstandard geschaffen werden, um die Qualität des europäischen Marktes für derartige Finanzierungen zu verbessern. Analog soll mit dem „European Social Entrepreneurship Fund“ ein Instrument geschaffen werden, der kleinen und mittleren Unternehmen mit sozialem Geschäftsansatz (social businesses) Eigen- und Fremdkapital zur Verfügung stellen kann.

4. Wie handlungsfähig ist die Politik?

Die Erwartungen an die Politik sind hoch – aber das Vertrauen, dass die Politik es schaffen kann, nicht unbegrenzt. Angesichts dieser Herausforderungen stellt sich die Frage, ob Staaten und Regierungen die Kraft haben, als richtig erkannte Schritte auch praktisch durchzusetzen.

Anzuerkennen ist, dass ab 2008 die Krise entschlossen bekämpft wurde und Programme auf den Weg gebracht wurden, die Märkte stärker zu regulieren. Dies geschah letztlich wohl mehr aus Einsicht in die Notwendigkeit als aus einer ordnungspolitischen Absicht heraus, den Staat zu stärken – anders als im „sozialdemokratischen“ Zeitalter der 70er Jahre. Das erklärt

sich auch dadurch, dass es meist liberal-konservative Regierungen sind, die diese Politik durchzuführen hatten und haben. Umgekehrt erfolgte die vorausgegangene Deregulierung bemerkenswerterweise häufig unter sozialdemokratischen Vorzeichen (Schröder, Blair, Clinton). Mit Blick auf die Zukunft ist naiver Optimismus dennoch nicht angebracht. Die ökonomische Analyse des Regierungshandelns, die von Wirtschaftswissenschaftlern schon vor Jahrzehnten entwickelt wurde, zeigt, dass Politik nicht per se zukunfts- und gemeinwohlorientiert ist, sondern eigenen Zwängen und Begrenzungen unterliegt, oft auch mit kurzfristiger Perspektive: die Wahlperiode spielt hier für die Politik eine ähnliche Rolle wie die Laufzeit des Dienstvertrages oder die Fälligkeit der Aktienoption für ein Unternehmensmanagement. Zudem ist der Einfluss der organisierten Interessenvertretung nicht zu übersehen und zuletzt sicherlich wieder gewachsen.

Manche Kritiker und Politiker selbst machen auch hierfür die Kapitalmärkte (und die Rating-Agenturen) verantwortlich. Diese scheinen – wie in der Euro-Schuldenkrise in jüngster Zeit erlebt – der Politik den Kurs vorzugeben. Dieser Vorwurf greift aber, bei aller berechtigten Kritik an den Finanzmärkten, zu kurz. Es ist des ungeachtet sicherlich eine Ironie, dass die Finanzmärkte, welche die Regierungen zu immensem Mitteleinsatz genötigt hatte, eben diesen Regierungen später sozusagen das Vertrauen entziehen und sie dafür „abstrafen“, dass die Verschuldung Höhen erreicht hat, die sie um die Solvenz fürchten lassen.

Deutlich wird, dass es – gemessen an der Zeit vor 2007 – wohl dauerhaft „mehr Staat“ geben wird, sowohl auf der Steuer- und Ausgabenquote als auch den regulierenden Eingriffen. Die Antwort der liberalen Marktwirtschaft – Begrenzung des Staatseinflusses – wird allein keine Antwort sein können. Es geht nicht um „neuen Etatismus“. Entscheidend ist, dass mehr Krisenfestigkeit und eine sinnvolle Redimensionierung der Finanzmärkte erreicht wird. Die Politik muss hier „Linie halten“ – schon um die Marktwirtschaft, die in der Bevölkerung an Rückhalt verloren hat, vor sich selbst zu schützen.

5. Die personale Seite: Neuorientierung des Wirtschaftens?

Die große Systemdiskussion ist somit ausgeblieben. Man könnte meinen: ordnungspolitisch bleibt damit im Kern alles beim Alten. Der Staat setzt die (jetzt verschärften) Spielregeln, und in diesem Rahmen folgt jeder seinem Eigennutz. Vielen reicht das aus: „für ein Fußballspiel brauche ich Spielregeln, keine Werte“, so hat es jemand ausgedrückt.

Viele Teilnehmer der Diskussion der letzten Jahre meinen aber, dass es nicht reicht, auf diese Weise zur Tagesordnung überzugehen, sondern dass die Finanzmarktkrise Anlass gibt, grundsätzlichere Fragen zu Wirtschaft und Gesellschaft zu stellen. Dabei geht es auch um Neuorientierung auf der personalen Ebene. Über die volkswirtschaftlich „fassbaren“ Fakten hinaus werden auch die personalen und ethischen Dimensionen wirtschaftlichen Handelns neu hinterfragt. Sind Werte wie Fairness und Augenmaß verloren gegangen – würden sich manche Fehler und vielleicht sogar Krisen vermeiden lassen, wenn es sie (wieder) stärker gäbe? Und wenn ja: wie kann man sie wiederbeleben? Besteht ein Zusammenhang zwischen Verhaltensmustern im Wirtschaftsleben und zunehmendem Bedarf, psychischen Belastungen entgegenzuwirken? Es ist wichtig, dass sich an diesem Teil der Diskussion nicht nur Ökonomen und Wirtschaftspolitiker beteiligen, sondern auch Kreise außerhalb der wirtschaftspolitischen Fachwelt wie etwa die Kirchen.

Von kritischen Stimmen wird vor allem die ungehemmte persönliche Einkommensmaximierung – nicht selten verbunden mit spekulativer Kurzfristmentalität – bei wichtigen Entscheidungsträgern als generelle gesellschaftliche Fehlentwicklung und spezifisch als wichtige Ursache der Krise bezeichnet. „Verantwortungslosigkeit“ und „Gier“ sind oft gebrauchte Schlagworte für kritisierte Verhaltensmuster (als Kontrast hierzu wird der „ehrbare Kaufmann“ wiederbelebt). Bekannt geworden ist die Qualifizie-

rung des Renditeziels einer großen deutschen Bank von 25 % als „Tanz um das goldene Kalb“ durch Bischof Huber.

Empirisch-analytisch fundierte wissenschaftliche Ansätze neigen dazu, gesellschaftspolitische und ethische Fragestellungen in die Welt der persönlichen Werturteile zu verweisen und damit letztlich auszublenden; das gilt nicht zuletzt auch für die Wirtschaftswissenschaften. Das wird, auch unter Wirtschaftswissenschaftlern, kritisch diskutiert. Umgekehrt bleibt die (alte) Frage, wo Ehrgeiz aufhört und Gier anfängt und woher allgemeingültige Maßstäbe für „richtiges“ Verhalten kommen. Ansonsten besteht die Gefahr intersubjektiv nicht vermittelbarer, letztlich moralischer Bewertungen, wie das erwähnte Beispiel zeigt.

Zweifelloos berührt die Diskussion um eine personale Neuorientierung „weiche“ und wissenschaftlicher Analyse nur schwer zugängliche Themen, und nur selten gibt es einfache und eindeutige Antworten. Des ungeachtet besteht bei Vielen der Eindruck, dass die ethische Ebene trotz aller methodischen Problematik als Teil der Diskussion nicht fehlen darf. Möglicherweise greifen wir zu kurz zu, wenn wir die Frage nach Lehren und Konsequenzen nur technisch-ökonomisch zu beantworten versuchen.

Anmerkungen:

¹ Ich verwende diesen Begriff, um die „deregulierte Marktwirtschaft“ von der stärker sozialstaatlich geprägten Marktwirtschaft abzugrenzen.

² J. Sachs, The demise of state spending, Financial Times 6. 12. 2011.

³ The Future of Long-term Investing, A World Economic Forum Report, 2011; Oliver Wyman, The Real Financial Crisis: why Financial Intermediation is Failing, 2012.

⁴ Promoting Longer-Term Investments by Institutional Investors: Selected Issues and Policies, OECD, Financial Market Trends, Vol. 2011, Issue 1.

⁵ Divided We Stand: Why Inequality Keeps Rising, OECD 2011.

⁶ G. Tett, Financial Times 31. 1. 2012.

⁷ Redistribution Policy and Inequality Reduction in OECD countries, OECD 2011.

⁸ Olaf Storbeck, Handelsblatt v. 7. 10. 2011.

⁹ Bundesverband deutscher Banken: „Führung – Verantwortung – Vertrauen“, November 2010.

08/15
BANK



Jetzt Finanz-Check machen!

Das Sparkassen-Finanzkonzept: ganzheitliche Beratung statt 08/15.

Service, Sicherheit, Altersvorsorge, Vermögen.

 Sparkasse
Gießen

Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in einer unserer Filialen oder unter www.sparkasse-giessen.de.

Wenn's um Geld geht – Sparkasse.



III. Fächer, Forscher, Perspektiven

Karen Piepenbrink

Was ist ein Bischof?

Zur Selbstinszenierung von Bischöfen in Prinzipat und Spätantike

Tendenzen der Forschung zum spätantiken Episkopat

Der Fokus der althistorischen Forschung hat sich in den letzten Jahren verstärkt auf die Epoche der Spätantike (4.–6. Jh. n.Chr.) und damit auf den Übergang von der Antike zum Mittelalter gerichtet. Eine der Leitfragen, die hier diskutiert werden, ist die nach Transformationsprozessen, die sich in diesem Zeitraum in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht vollzogen haben. Besonderes Interesse gilt dabei der Rolle des Christentums, speziell der Christianisierung des *Imperium Romanum* und der Herausbildung der Kooperation von Staat und Kirche, welche nicht nur die Spätantike, sondern auch die nachfolgende europäische Geschichte nachhaltig geprägt hat. Es versteht sich von selbst, dass dieses Themenfeld nicht von Althistorikern allein bearbeitet werden kann, sondern sich nur in interdisziplinärer Vernetzung mit den anderen altentumswissenschaftlichen Disziplinen, der Theologie und der Mittelalterlichen Geschichte untersuchen lässt.

Ein nicht unerheblicher Teil der Forschungsaktivitäten in dem Bereich konzentriert sich auf die Bischöfe der christlichen Gemeinden, die eine zentrale Rolle in dem Geschehen einnehmen. Auch hier kommt der Frage nach Kontinuität und Wandel entscheidende Bedeutung zu. Die Konzeption der Studien und die Perspektiven, aus denen die Bischöfe betrachtet werden, variieren jedoch stark: Neben biographischen Untersuchungen zum Wirken einzelner prominenter Vertreter – beispielsweise zu Ambrosius von Mailand, Augustinus von Hippo (im heutigen Tunesien) oder Johannes Chrysostomos von Konstantinopel (Abb. 1–3) – stehen Arbeiten, die den Episkopat in bestimmten Provinzen, Regionen oder gar im ge-

samten Imperium unter strukturellen Gesichtspunkten eruieren. Letztere lassen sich ihrerseits untergliedern in rechts-, sozial- und kulturhistorisch orientierte Beiträge. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Interessen der einzelnen Forschungsrichtungen: Biographische



Abb. 1: Ambrosius, Mosaik aus Sant’Ambrogio in Mailand, um 470 n.Chr.

Studien zu Bischöfen erfreuen sich seit langem großer Beliebtheit und finden sich auch unter den aktuellen Veröffentlichungen noch in beträchtlicher Zahl.¹ Bei den strukturgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten dominieren mittlerweile – entsprechend dem Paradigmenwechsel, der sich in den letzten beiden Dezenen im Fach vollzogen hat – kulturhistorische Untersuchungen. Bei aller Diversität ist den meisten Publikationen eine Hypothese gemein: die Annahme, dass das Bischofsamt in der Spätantike – insbesondere beim Übergang vom Prinzipat zur Spätantike, aber auch im Verlauf der Spätantike selbst – einen Wandlungsprozess durchlaufen hat. In Beiträgen, die sich auf Fragen des Rechts und der Kirchenorganisation fokussieren, wird diese Entwicklung eng mit der so genannten Konstantinischen Wende verknüpft, also der Hinwendung Kaiser Konstantins zum Christentum und der daraus resultierenden zunehmenden Verflechtung von Staat und Kirche: Erforscht werden etwa die Privilegierung der Kleriker seitens des Staates, die formalen Regelungen zum Bischofsamt, die in Synodalbeschlüssen wie auch in der kaiserlichen Gesetzgebung getroffen werden, oder die Verschmelzung der Zuständigkeiten von Bischöfen und staatlichen Amtsträgern beispielsweise in der Rechtsprechung.² Neben der konstantinischen Ära erfährt der Zeitraum des 5. und 6. Jahrhunderts in solchen Studien große Aufmerksamkeit: Hier lässt sich zumindest in einigen Provinzen im westlichen Reichsteil, in denen staatliche Strukturen infolge der Germaneneinfälle kollabieren, beobachten, dass Bischöfe die Aufgaben kommunaler Magistrate übernehmen, gar die Verteidigung einer Stadt oder Region organisieren und sich – insonderheit in Gallien – regelrechte episkopale „Stadtherrschaften“ etablieren.³ Diskutiert wird in dem Zusammenhang z.B., inwieweit den Bischöfen neue Kompetenzen durch den Staat übertragen werden bzw. in welchem Grade die Bischöfe sie gewissermaßen selbsttätig usurpieren. In sozialgeschichtlichen Publikationen zum spätantiken Episkopat kommt den Veränderungen, die sich durch die konstantinische Politik ergeben, ebenfalls große Bedeutung zu. Allerdings geht

es dort weniger um unmittelbare Konsequenzen einzelner Maßnahmen des Kaisers als um die mittel- und längerfristigen Folgen des neuen Verhältnisses von Staat und Kirche. Im Zentrum steht zumeist die Frage nach der sozialen Verortung der Bischöfe. Ein wichtiges Resultat ist, dass die Bischöfe in der Spätantike in weitaus größerer Zahl den sozialen Eliten entstammen als noch im Prinzipat: im 4. Jh. in der Regel dem Dekurionen- bzw. Kurialen-, seit Ende des 4. Jhs. vermehrt auch dem Senatorenstand.⁴ Dies korreliert mit der gewachsenen politischen und gesellschaftlichen Rolle des Amtes. Freilich sind diesbezüglich – so ein Ergebnis der Untersuchungen – regionale Unterschiede auszumachen, die vor allem auf divergierende politische Entwicklungen zurückzuführen sind. Vereinfacht lässt sich sagen, dass ein signifikanter Anstieg der Mitglieder des Senatorenstandes unter den Bischöfen primär in den Regionen zu beobachten ist, in denen die Kirche infolge des politischen Wandels in hohem Maße Herrschaftsaufgaben übernimmt. Auch in den kulturhistorischen Studien, die gerade in den letzten Jahren entstanden sind, wird den Veränderungsprozessen im Hinblick auf das Bischofsamt große Aufmerksamkeit geschenkt. Sie interpretieren diese vorzugsweise im Kontext des Wandels der religiösen Landschaft, der seine Anfänge bereits im 3. Jh. nimmt und sich in der Spätantike noch verstärkt: Zentral ist das wachsende Bedürfnis nach dem Typus des *holy man*, dem interzessorische Qualitäten attestiert werden, d.h. dem die Fähigkeit zugeschrieben wird, als Mittler zwischen den Menschen und Gott zu fungieren, und der zumindest in der östlichen Reichshälfte zum wichtigsten Patron avanciert.⁵ In dem Zusammenhang wird nicht zuletzt erforscht, wie sich dieser Typus zu dem des Bischofs verhält. Diese Fragestellung ist eng verbunden mit jener nach der Relation von Amt und Charisma, die seit langem mit Bezug auf den Bischof erörtert wird. Prinzipiell herrscht in der Forschung Konsens, dass im Zuge der Institutionalisierung der Kirche auch beim Episkopat ein Prozess der „Versachlichung“ zu konstatieren ist, in dem der Amtscharakter stärker hervortritt und persönliches

Charisma an Bedeutung einbüßt. Ansätze dazu finden sich schon beim Aufkommen des Monepiskopats, d.h. des einstelligen Bischofsamtes, zu Beginn des 2. Jhs.; in der Spätantike beschleunigt sich diese Entwicklung nicht nur, sondern erreicht im Zuge der Kompetenzerweiterung des Amtes auch eine neue Qualität. Jedoch haben gerade Forschungen der jüngsten Zeit deutlich gemacht, dass es sich hier um einen komplexen Prozess handelt, der sich keinesfalls schlicht als „Verweltlichung“ der Bischofsrolle fassen lässt. Eine solche Annahme, wie sie älteren Publikationen nicht selten zugrunde liegt, ist durch eine – wie wir heute wissen – anachronistische Dichotomie „weltlich“ – „geistlich“ geprägt, die den spätantiken Verhältnissen nicht gerecht wird. So ist kürzlich auch hinsichtlich des Bischofsamtes gezeigt worden, dass wir es in der Spätantike vielfach mit einem Typus des *holy bishop* zu tun haben, der Elemente des *holy man* enthält und dessen Wirksamkeit nicht zuletzt darauf beruht, dass er spirituelle und asketische Qualitäten aufweist.⁶

Fassen wir zusammen: Eine der Grundannahmen der Forschung lautet also, dass der Episkopat in der Spätantike eine Transformation vollzogen hat, welche entweder in ihrer rechtlichen bzw. sozialen Dimension beschrieben oder auf dem Hintergrund veränderter religiöser Bedürfnisse interpretiert wird. Dabei wird speziell der Phase des Übergangs vom Prinzipat zur Spätantike entscheidende Bedeutung beigemessen. Auffällig ist, dass sich die Mehrzahl der Studien auf jeweils eine der beiden Epochen konzentriert, ohne die andere näher zu beleuchten. Weiterhin ist zu beobachten, dass in der Beschäftigung mit den Bischöfen der Fokus zumeist auf der Handlungsebene liegt, ohne dass die Ebene der zeitgenössischen Reflexion einbezogen wird: Gefragt wird nach den Aktionsfeldern und Kompetenzen der Bischöfe innerhalb wie außerhalb ihrer Gemeinden, wobei diese in der Regel nach modernen Kategorien definiert werden. Wie oben schon bemerkt, kann sich das darin äußern, dass man zwischen profan und sakral scheidet oder auch eine klare Trennung von Kirchen- und Stadtgemeinde insinuiert. Auf



Abb. 2: Augustinus, Mosaik aus der Kapelle Sancta Sanctorum in der Bibliothek Gregors des Großen im Lateranpalast in Rom, 6. Jh.

letztenannte Problematik weist auch Claudia Rapp in ihrer Monographie „Holy Bishops in Late Antiquity“ (2005) hin. Sie zieht hieraus die Konsequenz, zwischen drei Formen bischöflicher Autorität zu unterscheiden: einer spirituellen, einer asketischen und einer pragmatischen. Indem sie herausarbeitet, dass die drei Formen eng miteinander verknüpft sind, zuweilen gar miteinander verschmelzen und in diversen Kontexten wirksam werden, gelangt sie deutlich über die frühere Forschung hinaus. Gleichwohl ergeben sich durch die mangelnde Trennschärfe bei den Autoritätsformen neue Schwierigkeiten. Hinzu kommt, dass es sich bei ihrem Vorgehen problematisch gestaltet, zwischen den Autoritätstypen und dem konkreten Wirken und damit gewissermaßen zwischen der Legitimations- und der Handlungsebene zu differenzieren.



Abb. 3: Johannes Chrysostomos, Mosaik aus der Hagia Sophia in Istanbul, 9. Jh.

Projektskizze zur Selbstinszenierung von Bischöfen in Prinzipat und Spätantike – Forschungsperspektiven der Professur für Alte Geschichte

In den kommenden Jahren soll an der Professur für Alte Geschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen ein Projekt konzipiert und durchgeführt werden, das bei der Erforschung dieser Thematik einen anderen Weg beschreitet: Angesichts der Problemlage scheint es erforderlich, die zeitgenössische Perzeption stärker in die Betrachtungen einzubeziehen. Dies ist bislang fast ausschließlich in Arbeiten geschehen, die sich mit normativen Aussagen zum Bischofsamt befasst haben, vielfach mit der Intention, das Bild eines – aus Sicht der Zeitgenossen – exemplarischen Bischofs zu rekonstruieren. Ab-

weichend hiervon soll im geplanten Projekt der Fokus auf die Selbstinszenierung von Bischöfen gerichtet werden, die bis dato nicht systematisch erforscht wurde. Damit wird noch dezidierter als in den jüngsten Publikationen eine kulturhistorische Perspektive verfolgt. Um die Kernfrage nach Kontinuität und Wandel adäquat berücksichtigen zu können, sind zwei parallele Studien anzufertigen: eine zum Prinzipat, konkret zum Zeitraum des 2. und 3. Jhs., die andere zur Spätantike, wobei angesichts der Fülle des überlieferten Materials eine Konzentration auf das 4. und frühe 5. Jh. sinnvoll ist. Für die Bearbeitung des Prinzipats soll ein Doktorand oder eine Doktorandin gewonnen werden, die Untersuchung zur Spätantike wird von mir übernommen. Auf der Grundlage

der beiden Studien wird dann eine komparatistische Betrachtung der beiden Phasen möglich sein. In sachlicher Hinsicht empfiehlt sich eine Beschränkung auf die verbale Kommunikation und damit auf literarische Quellen, da materielle Zeugnisse aus vor-konstantinischer Zeit kaum vorliegen. In der Auswahl der literarischen Quellen zur Spätantike sind andere Schwerpunkte zu setzen, als bis jetzt in der Forschung geschehen: Historiographische Schriften (besonders Kirchengeschichten), Rechtsquellen (sowohl kirchenrechtliche Zeugnisse wie staatliche Gesetzbücher) und auch hagiographische Texte (vor allem Bischofsviten) sind von eher untergeordneter Bedeutung, von zentraler Relevanz sind hingegen – für den Prinzipat wie für die Spätantike – Dokumente der Selbstdarstellung von Bischöfen, d.h. vor allem Brief- und Predigtcorpora. Letztere sind von Hi-

strikern bislang nur in Ausnahmefällen herangezogen worden, sofern sie Informationen enthalten, die zur Rekonstruktion von Ereignissen verwendbar sind. Grundsätzlich muss beachtet werden, dass die Bischöfe mit verschiedenen Personengruppen kommunizieren und sich somit auch adressatenorientiert inszenieren. Insgesamt lassen sich sieben Gruppen ausmachen: 1. die Gemeinde, welcher der betreffende Bischof vorsteht, in ihrer Gesamtheit, 2. einzelne (Laien-)Gruppierungen innerhalb der Gemeinde, 3. der Klerus seiner Gemeinde sowie subalterne Mitarbeiter, die nicht ordiniert sind, 4. Kleriker außerhalb der eigenen Gemeinde, 5. staatliche Funktionsträger, 6. weitere Personen, zu denen vor allem Briefkontakt besteht, und schließlich 7. Personen, die als *paganini* oder Häretiker eingestuft werden. Um die Merkmale der Selbstinszenierung eines Bischofs bestimmen zu können, ist zunächst zu ermitteln, wie er sich in einzelnen Situationen und bei bestimmten Kommunikationszielen präsentiert: Dabei sind u.a. folgende Fragestellungen zu klären: 1. Welche Rollen reklamiert er für sich, und von welchen Rollenmustern distanziert er sich? 2. Wie beschreibt er das Verhältnis zwischen der eigenen Person und den jeweiligen Adressaten? 3. Wo zeichnet er sich als Amtsträger? Welche Gesichtspunkte werden hierbei thematisiert (z.B. Ordination, Stellung innerhalb der kirchlichen Hierarchie, ggf. ein Amtscharisma)? 4. In welchen Zusammenhängen positioniert er sich als Angehöriger einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe (etwa der sozialen Elite, die sich neben anderem über Tätigkeiten im öffentlichen Raum oder über Bildung definiert)? 5. Von welcher Bedeutung sind liturgische Funktionen und wie werden sie verortet? 6. Wann werden persönliche Qualitäten akzentuiert (etwa die Orientierung an bestimmten Normen und Wertvorstellungen), und wie werden diese ggf. mit einzelnen Rollen verknüpft? 7. Wie reagiert der Bischof auf die Erwartungen, welche die jeweiligen Gruppen an ihn richten? Das Interesse gilt also vornehmlich sachlichen Aspekten der Selbstinszenierung, weniger formalen oder stilistischen. Gleichwohl sind auch letztere in die Betrachtungen einzuziehen, im Besonderen die

spezifischen Merkmale der bearbeiteten Textgattungen.

Aufbauend auf den Resultaten zu diesen Fragen ist im weiteren Verlauf zu erörtern, welche Faktoren die Selbstinszenierung eines Bischofs beeinflussen. Zu diskutieren sind hier u.a. der soziale Hintergrund, die Verwurzelung in der Region oder auch die Verhältnisse in der Gemeinde bzw. der Provinz (etwa theologische Dispute oder Konkurrenzsituationen unter Klerikern) und daraus erwachsende Herausforderungen. Auf dieser Basis sollen dann prinzipielle Fragen diskutiert werden, die im Folgenden – verbunden mit ersten Hypothesen – nur angerissen werden können: 1. Eine der Kernthesen der Forschung lautet, dass im Hinblick auf das Bischofsamt – im Prinzipat wie in der Spätantike – fundamentale Unterschiede zwischen griechischem Osten und lateinischem Westen bestehen. Diese werden in der Regel mit kulturellen Differenzen begründet, die sich bereits viele Jahrhunderte vor dem von uns betrachteten Zeitraum herausgebildet haben. Ein Merkmal, welches für den Episkopat besonders relevant ist, ist die oben bereits angesprochene Relation von Charisma und Amt. Dazu existiert in der Forschung nicht nur die genannte Position zu einem möglichen Entwicklungsprozess, sondern auch die These, dass vor allem im westlichen Reichsteil, der stark durch die Charakteristika römischer Herrschaftsorganisation geprägt ist, Amt und Hierarchie die Stellung des Bischofs kennzeichnen, wohingegen im östlichen charismatische Momente dominieren. In der Selbstinszenierung der Bischöfe scheint sich das nicht in dem Maße widerzuspiegeln, welches man erwarten könnte: Der Amtscharakter der Bischofsposition und organisatorische Gesichtspunkte in Bezug auf die Gemeinde wie auch übergemeindliche Strukturen werden auch von Bischöfen im griechischen Osten in bestimmten Situationen stark herausgestrichen. Umgekehrt betonten Bischöfe im Westen verschiedenste Qualitäten, die unmittelbar an ihre Person gebunden sind und nicht an das Amt. Welche Faktoren dabei jeweils maßgeblich sind, gilt es zu studieren. Überdies wird zu eruieren sein, inwieweit sich etwaige andere Differenzen

zwischen Ost und West in unserem Untersuchungsfeld manifestieren. Zu denken wäre etwa an Diskrepanzen in Ausmaß und Intensität dogmatischer Kontroversen. 2. In der Frage nach Kontinuität oder Wandel dürften nach momentaner Einschätzung bei einer Erforschung der Selbstinszenierung in der verbalen Kommunikation die Kontinuitäten stärker hervortreten als bei den meisten vorliegenden Studien: Der Wandel in der rechtlichen Stellung des Bischofs führt nicht zu einer grundlegenden Veränderung seines Status in der Gemeinde. Staatlicherseits verliehene Privilegien werden in den von uns betrachteten Kommunikationszusammenhängen kaum je als Argumente angeführt. Inwieweit Beziehungen zu Kaisern bzw. staatlichen Amtsträgern an der Stelle thematisiert werden können, wird zu erkunden sein. Die Tatsache, dass zunehmend Angehörige höherer sozialer Schichten ins Bischofsamt gelangen, dürfte keinen nennenswerten Niederschlag in der Selbstdarstellung finden, was auf den ersten Blick erstaunen könnte, sich aber aus der Überlieferungslage unschwer erklären lässt: Sowohl aus dem Prinzipat wie aus der Spätantike liegen uns vorrangig Selbstzeugnisse von Bischöfen vor, die zumindest dem Kurialen- bzw. Dekurionenstand zuzurechnen sind, eine klassische Bildung erfahren haben und somit ähnlich sozialisiert sind. Dieser Umstand hat zur Konsequenz, dass wir aus beiden Phasen nur einen Ausschnitt aus der Gesamtheit der Gruppe der Bischöfe greifen können, was aber kein Manko speziell des geplanten Projekts ist, sondern auch auf Studien anderen methodischen Zugriffs zutrifft. Insgesamt ist – soweit es sich zum jetzigen Zeitpunkt beurteilen lässt – von wesentlichen Kontinuitätsfaktoren auszugehen, die in unserem Kontext relevant sind: An vorderster Stelle ist das Moment anzuführen, dass der Bischof auf die Akzeptanz der betreffenden Gruppierungen angewiesen ist und diese sicherzustellen hat. Das geschieht mittels diverser Praktiken, nicht zuletzt durch Selbstinszenierung in der verbalen Kommunikation. Die Akzeptanzkriterien dürften dabei – ungeachtet der Zunahme der episkopalen Handlungsfelder – ein hohes Maß an Konstanz

aufweisen. 3. Abschließend ist zu resümieren, welchen spezifischen Beitrag eine derart konzipierte Studie für die Erforschung des kaiserzeitlichen und spätantiken Episkopats zu leisten vermag und welche Konsequenzen hieraus für weitere Projekte zu ziehen sind.

Anmerkungen:

- ¹ Eines der jüngsten Beispiele ist die Dissertation von Claudia Tiersch, Johannes Chrysostomus von Konstantinopel (398–404). Weltsicht und Wirken eines Bischofs in der Hauptstadt des Oströmischen Reiches, Tübingen 2002.
- ² Anstelle vieler Beiträge der älteren Forschung sei genannt Maria Rosa Cimma, *L'episcopalis audientia nelle costituzioni imperiali da Costantino à Giustiniano*, Turin 1989.
- ³ Siehe etwa Susanne Baumgart, *Die Bischofsherrschaft im Gallien des 5. Jahrhunderts. Eine Untersuchung zu den Gründen und Anfängen weltlicher Herrschaft der Kirche*, München 1995.
- ⁴ So beispielsweise Werner Eck, *Das Eindringen des Christentums in den Senatorenstand*, in: *Chiron* 1 (1971) 381–406; ders., *Der Einfluß der konstantinischen Wende auf die Auswahl der Bischöfe im 4. und 5. Jahrhundert*, in: *Chiron* 8 (1978) 561–585.
- ⁵ Dieses Phänomen ist allen voran von Peter Brown eingehend erforscht worden; siehe besonders seinen Aufsatz *The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity*, in: *Journal of Roman Studies* 61 (1971) 80–101 (wiederabgedruckt in: ders., *Society and the Holy in Late Antiquity*, Berkeley-Los Angeles 1982), sowie *The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity, 1971–1997*, in: *The Journal of Eastern Christian Studies* 6 (1998) 353–376.
- ⁶ Dies ist eine der Kernthesen der Monographie von Claudia Rapp, *Holy Bishops in Late Antiquity. The Nature of Christian Leadership in an Age of Transition*, Berkeley-Los Angeles-London 2005.

Bildnachweis:

Abb. 1 und 2: Ökumenisches Heiligenlexikon (Internetprojekt)

Abb. 3: C. Mango, *Materials for the Study of the Mosaics of St. Sophia at Istanbul*. *Dumbarton Oaks Research Library*, Washington 1962, Tafel 70.

Kontakt:

Prof. Dr. Karen Piepenbrink
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Historisches Institut
 Professur für Alte Geschichte
 Otto-Behaghel-Straße 10, Haus G
 D-35394 Gießen
 Telefon: 0049-641-99-28080
 Karen.Piepenbrink@geschichte.uni-giessen.de



Karl Matthias Schmidt

Jüdische Erzählungen in paganen Ohren

Anmerkungen zur Verankerung der neutestamentlichen Exegese im Fachbereich für Geschichts- und Kulturwissenschaften

Universitäten und Hochschulen, an denen die Theologien nicht traditionell als eigene Fakultäten existieren, haben unterschiedliche Modelle gefunden, um die Theologie in die universitäre Landschaft zu integrieren. In Gießen sind die Theologien Bestandteile des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften. Seit dem Wintersemester 2011/12 vertrete ich das Fach Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt Neutestamentliche Exegese am Institut für Katholische Theologie der Justus-Liebig-Universität.

Vom Herausgeber der Gießener Universitätsblätter um die Präsentation meines Faches gebeten und nach der Art und Weise, wie ich es in Gießen wahrnehmen möchte, gefragt, werde ich drei Aspekte dieser Aufgabenstellung anreißen, nämlich die Einbettung der Theologien in die staatlichen Universitäten, die Ausrichtung der neutestamentlichen Exegese auf geschichtswissenschaftliche Fragestellungen und die damit verbundene Orientierung im Fachbereich sowie meine derzeitigen Forschungsinteressen, deren Kontext ich knapp skizziere, bevor ich sie an einem Beispiel konkretisiere.

Die Theologien an der Universität

Natürlich weiß sich die biblische Theologie eingebunden in den Kanon der theologischen Disziplinen, sie hat nicht nur ein geschichtliches Interesse. Für ihren Zugang zum Gegenstandsbe- reich wählt sie eine Perspektive, die in einen spezifischen hermeneutischen Rahmen eingebunden ist. Denn sie blickt aus einer Glaubensgemeinschaft heraus auf die beiden Testamente, welche die christliche Bibel vereint; und sie bereitet die Ergebnisse ihrer Forschung unter anderem für Studierende auf, die sich meist ihrerseits mit einer christlichen Glaubensgemeinschaft verbunden fühlen.

Forschung und Lehre sind notwendigerweise an einen Standpunkt, eine Perspektive gebunden; es ist auch kein Alleinstellungsmerkmal, dass die wissenschaftliche Arbeit auf eine Adressatengemeinschaft ausgerichtet ist. An die universitäre Lehre werden beispielsweise immer wieder aus den verschiedenen Arbeitgebergemeinschaften Interessen an die Ausbildung zukünftiger Mitarbeiter herangetragen. Hinsichtlich der Forschung gewinnt etwa die in ihren Grenzen nicht scharf umrissene Forschungsförderungsgemeinschaft mehr und mehr an Bedeutung. Ungewöhnlich ist jedoch, dass die Theologien Forschung und Lehre grundsätzlich auf eine Gruppe ausrichten, die durch eine mehr oder weniger geteilte Weltanschauung verbunden ist.

Für berechtigt wird man die Integration der Theologien in den staatlichen Universitätsbetrieb trotz dieses Spezifikums dort halten, wo man die gesellschaftliche Einbindung von Religionsgemeinschaften, sofern diese eine bestimmte Relevanz innerhalb der Gesellschaft erlangt haben, als sinnvoll erachtet. Es hat nie an Stimmen gefehlt und es wird nie an Stimmen fehlen, welche wie John Lennon in seinem Song „Imagine“ die Ansicht zur Sprache bringen, ohne Religionen ginge es der Menschheit weit besser. Die Hypothese wird jedoch vorerst unbewiesen bleiben müssen, das Feldexperiment fällt aus, denn die Vorstellung einer modernen Gesellschaft ohne religiöse Menschen bleibt bis auf weiteres ein Konstrukt, auch wenn insbesondere totalitäre Regime den Einfluss der Religion auf Sozialisation und Lebensgestaltung zeitweise sehr erfolgreich zurückgedrängt haben.

Strittig bleibt, wie eine Gesellschaft, zu der religiöse und nicht religiöse Menschen gehören, mit Religionsgemeinschaften sinnvoll umgeht, eine Frage, die sich etwa für das Zusammenleben mit den Bürgerinnen und Bürgern isla-



Abb. 1: Das Institut für Katholische Theologie, Tür an Tür mit dem Schwesterinstitut in Haus H am Philosophikum II.

mischen Glaubens in einer ganzen Reihe von europäischen Staaten derzeit in vielerlei Hinsicht neu stellt und mehr oder weniger themenbezogen debattiert wird,¹ die aber auch im Blick auf die christlichen Kirchen immer wieder neu beantwortet werden muss. Denn da eine jede Gesellschaft einem stetigen Wandel unterzogen bleibt, kann und muss sie bisweilen auch ihr Verhältnis zu den jeweiligen Religionsgemeinschaften klären und gegebenenfalls modifizieren. Dabei werden Staat und Gesellschaft nicht mit jeder Gruppe, die eine religiöse Weltanschauung für sich reklamiert, gleich verfahren müssen. Kriterien bei der Entscheidung für oder gegen eine weiterreichende gesellschaftliche Einbindung könnten neben der Relevanz unter anderem die Transparenz der Strukturen der Gemeinschaft, die Bereitschaft, die eigenen Standpunkte kritisch zu reflektieren, und die Offenheit gegenüber kritischen Anfragen von außen sein.

Bislang geht die Gesetzgebung der Bundesrepublik davon aus, dass es grundsätzlich produktiv ist, die christlichen Kirchen gesellschaftlich einzubinden. Die Kirchen profitieren davon fraglos ihrerseits, obschon es mindestens in den Reihen der katholischen Kirche auch immer wieder Einzelstimmen gibt, die das nicht zuletzt mit Blick auf die akademische Theologie infrage stellen. Eine Kooperation mit anderen Kräften der Gesellschaft, deren Bestandteil die Kirchen sind, impliziert aber auch, dass die Theoriebildung, die von Mitgliedern einer Kirche im Horizont der jeweiligen Glaubensgemeinschaft vorangetrieben wird, in den staatlichen akademischen Betrieb eingebunden wird. Dazu gehört, dass sich theologisches Denken im wissenschaftlichen Dialog verantworten muss, etwa im Hinblick auf das angewandte Methodeninstrumentarium oder die Quellenauswertung.

Die neutestamentliche Exegese im Fachbereich für Geschichts- und Kulturwissenschaften

Die primäre Quelle der neutestamentlichen Exegese ist das Neue Testament, eine Sammlung von vermutlich 27 einzelnen, sehr kurzen Werken, deren Grenzen allerdings, legt man die Abfassungssituation zugrunde, nicht in allen Fällen mit den von der christlichen Tradition unterschiedenen 27 Büchern übereinstimmen.² Im Zentrum der neutestamentlichen Exegese steht weniger die Sammlung der einzelnen Bücher, obschon der Kanon, das als Einheit verstandene Neue Testament respektive die als Einheit verstandene Bibel, und die Kanonbildung ebenfalls Gegenstand der Untersuchung sind, als vielmehr die einzelnen Texte, die alle im vergleichsweise kurzen Zeitraum von etwa hundert Jahren (ca. 50–150 n. Chr.) entstanden sein dürften.

Dieser überaus kleine Kerngegenstandsbereich, über den Altphilologen wie Historiker oder Philosophen bestenfalls schmunzeln oder müde lächeln mögen, und der nur etwas größer wird, wenn man die außerkanonischen frühchristlichen Schriften und die antiken gnostischen Texte hinzuzieht, verdankt sich der oben beschriebenen Perspektive einer Religionsgemeinschaft, deren erste Bezugsgröße das Grunddokument ihrer Glaubensgemeinschaft bildet, die Bibel in ihren zwei Testamenten, und der Relevanz dieses Dokumentes für die europäische Geistes- und Kulturgeschichte. Das allein rechtfertigt, dass in diesem Bereich weltweit geforscht wird und Unmengen an Literatur über die biblische Literatur produziert werden. Der Schwerpunkt liegt dort, wo christliche Glaubensgemeinschaften eine größere Bedeutung erlangt haben und sich eine exegetische Tradition ausbilden konnte, also außer in Europa vor allem auf dem nordamerikanischen Kontinent, aber inzwischen auch in einigen anderen Staaten wie Südafrika.

Erstaunlicherweise ist die Analyse des Neuen Testaments, trotz einer gewissen Skepsis bei manchen Forschenden, dennoch nicht an ein Ende gelangt. Das mag auch damit zusammenhängen, dass geisteswissenschaftliche Forschungsergebnisse mehr noch als naturwissen-

schaftliche Erkenntnisse und Kompetenzen den Diskurs benötigen, um konserviert zu werden. Denn unmittelbare Anwendungsmöglichkeiten fehlen meist, auf die Resultate der Geisteswissenschaften wird in Alltag und Lebensbewältigung nicht regelmäßig bewusst zurückgegriffen; sie lassen sich schlechter im Regal oder in einem Lehrbuch ablegen als eine chemische Formel, auf die man immer dann zugreifen kann, wenn man sie benötigt – sofern das Grundlagenwissen nicht abhandengekommen ist. Aber auch unabhängig von den Problemen der akademischen Tradierung von Forschungsergebnissen wird man sagen dürfen, dass das Neue Testament und die Anfänge der christlichen Religion trotz des materiell kleinen Gegenstandsbereichs und der Vielzahl der Forschenden noch nicht umfassend erschlossen ist.

Mit dem Gegenstand der neutestamentlichen Exegese ist zugleich ihr Profil näher umrissen. Bibelwissenschaften sind Literaturwissenschaften. Ihre Primärquellen sind antike Schriften, die in einer antiken Lebenswelt entstanden sind, einer Welt, deren Erforschung Aufgabe der Alten Geschichte und der Altertumswissenschaften ist. Gerade wenn man das Studium der neutestamentlichen Dokumente um der Theologie und um des Textes willen ernst nehmen will, ist die Exegese daher notwendig einer historischen Perspektive verpflichtet. Im Bewusstsein, dass man auf dem Weg zu einer heutigen Lektüre der Texte vor dem Hintergrund ihrer Entstehungsbedingungen, trotz und wegen aller Rezeptionsästhetik, einen kulturellen Graben überwinden muss, wenn man nach Herkunft fragt, ist daran festzuhalten, dass historische Fragestellungen innerhalb der Exegese unabdingbar sind. Ein Tropf, an dem die Bibelwissenschaften hängen, wird daher von den Altertumswissenschaften und der Alten Geschichte gespeist.

Wenn die neutestamentliche Exegese als Teil der katholischen Theologie an der Justus-Liebig-Universität in den Fachbereich für Geschichts- und Kulturwissenschaften integriert ist, hätte sie es folglich kaum besser treffen können. Zehrt sie doch auch von den Forschungsergebnissen der klassischen Archäologie, der Alten Geschichte und der klassischen Philologie. Fraglos bietet der Fachbereich ein weiteres Feld, das auch die

Grundlage für eine fruchtbare Zusammenarbeit im Verbund mit den anderen Disziplinen wie den Geschichtswissenschaften, der Philosophie oder den mit der Professur für Islamische Theologie und ihre Didaktik neu am Fachbereich beheimateten Islamwissenschaften bereit stellt, insbesondere bei Fragen der Rezeptionsgeschichte. Sieht man vom Austausch mit dem in Gießen Tür an Tür benachbarten, evangelischen Schwesterinstitut für einen Moment ab, profitiert die neutestamentliche Exegese am Institut für Katholische Theologie jedoch von keinem anderen universitären Bereich so sehr wie von jenen Disziplinen, die sich mit der Welt der neutestamentlichen Autoren befassen. Das liegt schlicht an ihrem Gegenstandsbereich. Dieser Jubel betrifft freilich nur einen Teil der Bibelwissenschaften. Denn die Zuneigung der alttestamentlichen Exegese gilt zuvorderst der Altorientalistik, deren Ergebnisse und Materialien sie zur Analyse großer Teile des Alten Testaments heranzieht.

Welchen Nutzen die Alte Geschichte oder die Altertumswissenschaften aus der Ansiedlung der Theologie in einem gemeinsamen Fachbereich ziehen können, ist eine ganz andere Frage. Aus neutestamentlicher Sicht könnte der Reiz darin liegen, dass mit den frühchristlichen Schriften Texte einer sich gerade erst in der antiken Lebenswelt ausbildenden Religion vorliegen. Die Entstehung dieser Religion ist daher trotz einer sehr überschaubaren Zahl von Texten angesichts der Datierung der ersten erhalten gebliebenen Dokumente vergleichsweise gut bezeugt, von der vorzüglichen materiellen Überlieferungslage nicht zu sprechen. Die Texte entstanden in ihrer auf uns gekommenen Form zwar, wie so oft beim Werden einer neuen Religion, Jahrzehnte nach dem Urknall, aber eben nur einige Jahrzehnte.

Zwischen Judentum und paganer Religiosität

Von Jesus selbst liegen uns bekanntlich keine Schriftzeugnisse vor, obschon sich einige seiner Worte, ins Griechische übersetzt und schon dadurch redigiert, in der überlieferten Literatur erhalten haben. Mit den neutestamentlichen Schriften stehen wir am Beginn der Gemeinde-

geschichte, dort, wo sich nach dem charismatischen Beginn erste Strukturen verfestigen, eine neue Religionsgemeinschaft entsteht und Glaubensüberzeugungen in Gesellschaften inkulturiert werden, deren Mitglieder bis dahin vor allem mit konkurrierenden religiösen Entwürfen vertraut waren. Das Werden des Christentums vollzog sich folglich zwischen zwei Polen.

Seine Wurzeln liegen unbestritten im Judentum. Deutlich machen das etwa die christlichen Bibeln, deren jeweiliger Kanon große Schnittmengen mit dem jüdischen Tanach aufweist. Die Botschaft des Jesus von Nazaret richtete sich an seine jüdischen Mitmenschen; seine Verkündigung und die von ihm initiierte Bildung einer Nachfolgegemeinschaft waren als jüdische Erneuerungsbewegung dem Judentum inhärent und nahm allenfalls als Randerscheinung auch pagane Adressaten in den Blick. Nach der Hinrichtung des Nazareners und der Verkündigung seiner Auferstehung konnte diese Erneuerungsbewegung jedoch im Judentum trotz anfänglicher Erfolge auf Dauer nicht Fuß fassen. Die Gründe für die Vorbehalte innerhalb der eigenen Religion, der eigenen Gesellschaft dürften zwar zuvorderst in der als Scheitern gedeuteten Kreuzigung Jesu liegen, die bald darauf vorangetriebene Entfaltung der Christologie verschärfte Diskrepanzen bei der Deutung seiner Person. Forciert wurde die Abgrenzung des Judentums gegenüber diesem neuen, ursprünglich jüdischen „Weg“, wie die Gruppe in der Apostelgeschichte genannt wird, aber auch durch die Öffnung der Jesusgemeinschaft gegenüber nicht-jüdischen Gemeindemitgliedern. Diese Grenzüberschreitung lässt sich historisch am ehesten plausibel machen, wenn die Botschaft Jesu im Kern auch eine eschatologische oder gar apokalyptische Komponente enthielt. Die geplante Erneuerung Israels war ein endzeitliches Projekt, was nicht notwendig implizierte, dass der Nazarener das Ende des Kosmos oder auch nur eine Veränderung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse in der Südlevante erwartete, wie sie die alttestamentlichen Propheten thematisierten. Doch die Welt war im Wandel begriffen, sie sollte sich durch das Auftreten Jesu wandeln. Seine Zuhörerinnen und

Zuhörer sollten ihre Existenz ganz an der Herrschaft des Gottes Israels ausrichten.

Diese Botschaft zielte aber nicht auf einen gewaltsamen Umsturz, wie er etwa vierzig Jahre später im Jüdischen Krieg angestrebt wurde. Die Herrschaft Gottes hatte sich vielmehr in der eigenen Lebensführung und im gemeinschaftlichen Miteinander, insbesondere im Umgang mit den Randständigen der Gesellschaft, zu erweisen; und sie sollte über die irdische Existenz hinaus andauern. Jesus vertrat ein „Reformprogramm“, das der Erneuerung Israels durch die persönliche Befreiung des Einzelnen von der Fremdbestimmung böser Geister und die Neuorientierung des Individuums durch den heiligen Geist Gottes diente. Diese Erneuerung basierte auf dem Vertrauen auf Gott, auf der sorgenfreien Erwartung der Zukunft und auf der Zuwendung Jesu und seiner Nachfolger zu den Menschen, ein Konzept, das sich später auch mit den Begriffen Glaube, Hoffnung und Liebe umreißen ließ.

Obschon der Botschaft Jesu ein revolutionäres Pathos weitestgehend und die Forderung eines politischen Umsturzes gänzlich abgegangen sein dürfte, konnte auch sie an alttestamentliche Konzepte anknüpfen, die für die letzten Tage die Durchsetzung der Gottesherrschaft, ein heilvolles Handeln an Israel nach der Verschleppung ins Exil und der Fremdherrschaft der Völker ankündigten. Dieses Eingreifen Gottes wurde nachexilisch mehr und mehr als universale Herrschaft verstanden, die nicht auf Israel beschränkt blieb, sondern die Gesamtheit der Völker umfasste.

Wo unter den Anhängern Jesu nach seiner Kreuzigung die Botschaft von der Auferstehung als endzeitlicher Erweis der Herrschaft Gottes nach der Fremdherrschaft des Todes gedeutet wurde, konnte die Auferstehung als Beginn der von Jesus anberaumten endzeitlichen Erneuerung der Gottesherrschaft verstanden werden, die eine Zuwendung zu allen Völkern implizierte. Die Interpretation der nachösterlichen Zeit als Endzeit ermöglichte erst eine Mission im paganen Kosmos, zu deren engagiertesten Vertretern Paulus von Tarsus zählte.

Damit traf christliche Verkündigung auf eine fremde Welt und konkurrierte fortan mit zwei

divergierenden religiösen Entwürfen. Sie entstammte dem Judentum, wo sich die christliche Deutung der Gottesherrschaft nicht durchsetzen konnte, und sollte in eine pagane Welt vermittelt werden, die das Judentum überwiegend als befremdliche orientalische Religion wahrnahm und von ganz anderen Vorstellungen geprägt war.

Diese Pole sind freilich nicht als jeweils vom Kraftfeld des anderen Pols unbeeinflusste Größen zu verstehen. Die paganen Gesellschaften hatten vom Judentum Kenntnis genommen; und schon das Judentum, in das Jesus von Nazaret hineinwuchs, war ein hellenisiertes Judentum, obgleich sich jüdische Gruppen immer wieder gegen Vereinnahmungsversuche wie gegen Assimilierungstendenzen zur Wehr setzten und durch die Profilierung der Unterschiede eine Abgrenzung forcierten, um ihre jüdische Identität zu wahren. „Die“ jüdische Identität oder „das“ Judentum gab es ohnehin nicht; und so wissen wir wenig darüber, wie hellenisiert das Judentum Jesu war.

Im späteren Christentum fallen die Reaktionen nicht viel anders aus. Auch hier finden wir von Beginn an scharfe Invektiven gegen eine Assimilierung; und doch zeigt sich zugleich das Bemühen, das eigene Anliegen in die griechisch-römische Welt hinein zu vermitteln. Diese Vermittlung unterschied sich von der eines jüdischen Intellektuellen wie Philo von Alexandria in einem zentralen Punkt: Philo vermittelte griechischen Leserinnen und Lesern seine Religion als Religion der Juden. Er beanspruchte einen Platz für das Judentum, im Besonderen für das Diasporajudentum, in der paganen Welt und reklamierte diesen nicht zuletzt unter Verweis auf den philosophischen Kern der eigenen Religion. Sein Œuvre diente jedoch nicht in erster Linie dazu, pagane Zeitgenossen für seinen Glauben zu gewinnen, wenngleich er gegen Proselyten, die aufgrund seiner Darstellung zum Judentum konvertieren wollten, wohl nichts eingewendet hätte.

Die neutestamentlichen Texte dienen dagegen ganz überwiegend dem Zweck, die christliche Botschaft für jene verständlich zu machen, die man aus einem paganen Umfeld für die eigene religiöse Anschauung gewonnen hatte. Ob-

schon sich die Adressaten der Schriften in unterschiedlichem Maße aus Gemeindegliedern paganer und solchen jüdischer Provenienz zusammensetzten, richteten sich die meisten von ihnen doch auch, wenn nicht ausschließlich, an nicht-jüdische Adressaten.

Zwischen Synagoge und Mysterienvereinen

Mein derzeitiges Forschungsinteresse gilt insbesondere diesem Vermittlungsvorgang, der Frage, wie Christen die Geschichte ihrer Gemeinschaft, ihre Historie und ihre Erzählungen, aufbereiteten, damit sie anschlussfähig für Menschen außerhalb des jüdischen Einflussbereiches war. An einem Beispiel, der Frage nach dem Umgang der frühchristlichen Gemeinden mit den Mythen der antiken Mysterienkulte, möchte ich das abschließend skizzieren.

Die Frage, wie die christlichen Gemeinden wachsen konnten, lässt sich jedenfalls nicht allein mit dem Verweis auf die so genannten Gottesfürchtigen, Sympathisanten der jüdischen Synagoge, beantworten, die der mit der Tradition Lukas genannte Evangelist in der Apostelgeschichte als erste pagane Adressaten beschreibt. Fraglos war eine Verkündigung des Evangeliums dort leichter möglich, wo sie auf Menschen traf, die mit dem Judentum und seinen heiligen Schriften bereits vertraut waren. Eine Anknüpfung bei der Synagoge erscheint damit grundsätzlich plausibel, zumal die beschneidungsfreie Verkündigung insbesondere bei jenen auf offene Ohren gestoßen sein dürfte, die sich noch nicht dem Proselytentum samt Beschneidung und Toraobservanz verschrieben hatten. Aber ungeachtet der Tatsache, dass die Darstellung des Evangelisten idealisiert ist, wenn eine Gruppe von Sympathisanten mit unverbindlicher Zugehörigkeit zur Synagoge denn überhaupt fassbar wird, und wir in den Paulusbriefen, abgesehen vom extensiven Schriftgebrauch, keinerlei Anzeichen für eine Mission unter den so genannten Gottesfürchtigen finden, dürfte das Reservoir dieser Gruppe bald erschöpft gewesen sein.

Irgendwann mussten die Christen noch jenseits der unschärfsten Grenze des Judentums für ihre Sache werben, sollte sich ihre Botschaft weiter

verbreiten. Die neutestamentlichen Texte sind zwar keine Werbeschriften, die dazu dienten, neue Mitglieder zu gewinnen; sie wollten vielmehr den bereits Getauften Orientierung geben. Dennoch ist davon auszugehen, dass die Autoren der Schriften bei deren Abfassung auch die Herkunft ihrer Adressaten beachteten. Bei Paulus ist das evident, doch auch in der Erzählliteratur finden sich Hinweise auf die pagane Provenienz der Adressaten, etwa in der Apostelgeschichte.

Fragt man danach, wie die ersten christlichen Gemeinden von ihrer hellenistisch-römischen Umwelt oder ihren paganen Mitgliedern wahrgenommen wurden, wird man die Antwort auf diese Frage vorrangig im Umfeld antiker Vereine suchen. Nicht zuletzt wegen ihrer Sozialstruktur sind insbesondere die von Paulus gegründeten Gemeinden trotz mancherlei Differenzen immer wieder mit antiken Vereinen verglichen worden, wie wir sie auch im Umfeld der Mysterienkulte finden.³ Angesichts der vergleichbaren sozialen Strukturen werden die christlichen Gemeinden neue Mitglieder auch aus den Reihen der Mysterienvereine gewonnen haben.

Zu den wesentlichen Unterschieden zwischen der christlichen Botschaft und den in den Mysterienkulten gefeierten Mythen gehörte fraglos der enge zeitliche Rahmen des von den Christen verkündeten Heilsgeschehens. Die Botschaft war hinsichtlich des Gestern und des Morgen für die Angesprochenen fassbar. Im Gegensatz zu den Mysterienkulten, in denen Ereignisse erinnert wurden, die Göttinnen oder Heroen in grauer Vorzeit widerfahren waren, blickte die christliche Botschaft auf die unmittelbare Zeitgeschichte zurück. Das eigene Leben spielte sich gleichsam in der Zeit der Heilsergebnisse ab und wurde so Teil des größeren Ganzen, ein Moment, das von den neutestamentlichen Texten nur zu gern betont wurde. Der Umstand, dass sich die verkündete Heilsgeschichte in einem anderen Kulturraum abgespielt hat, muss der Attraktivität keinen Abbruch getan haben. Die Fremdheit orientalischer Kulte konnte im Umfeld der Mysterien einen besonderen Reiz ausmachen. Auf der anderen Seite stand die so genannte Naherwartung, die Überzeugung, dass man nicht nur in der Endzeit lebte, sondern mit



Abb. 2: Münze, Sesterz des Vespasian mit Darstellung des Iseum Campense, 71 n. Chr. Vorderseite: Portrait Vespasian mit Lorbeer nach rechts, darunter kleiner Globus, auf der Brust die Aegis. Rückseite: viersäuliger Isis-Tempel mit tonnen-gewölbtem Dach frontal. Foto: © Münzkabinett, Staatliche Museen Berlin zu Berlin. Aufnahmen durch Lutz-Jürgen Lübke, Objekt-Nr. 18204484

der Wiederkunft Christi bald zu rechnen war, eine Überzeugung, die nicht zuletzt die Mission des Apostels Paulus beflügelte. Die Entscheidung für das Christentum war daher mit einer gewissen Dringlichkeit gefordert.

Beide Aspekte, die Verankerung der Heilsgeschichte in der jüngsten Historie und eine Heilserwartung, welche die nahe Zukunft betraf, konnten als Katalysator wirken und das Christentum der Frühzeit attraktiv machen. Dabei musste der monotheistische Anspruch nicht in jeder Hinsicht ein Nachteil sein. So nützlich die Rückversicherung durch die Einweihung in verschiedene Mysterien auch gewesen sein mag, so sehr konnte auch der Anspruch, dass ein zentraler Kult alle anderen Einweihungen ablöste, als wohltuend empfunden werden, mindestens dort, wo sich innerhalb der philosophischen Systeme monotheistische Tendenzen Bahn brachen.

Zwischen jüdischem Mahl und ägyptisch-griechischem Mythos

Vor diesem Hintergrund lässt sich im Hinblick auf das Markusevangelium etwa fragen, wie es von jenen gelesen wurde, die den Isis-Osiris-Mysterien nahestanden. Die Fokussierung dieser

Mysterien liegt insofern nahe, als das älteste uns bekannte Evangelium zu Beginn der 70er Jahre des 1. Jh. n. Chr. in einer Zeit des Umbruchs entstand. Aus dem Bürgerkrieg, der nach dem Tod Neros im so genannten Vierkaiserjahr entfacht worden war, ging zuletzt Vespasian als Prinzeps hervor. Erst ihm gelang es, den Staat zu konsolidieren. Dabei stützte er seine Legitimation zwar nicht zuletzt auf seinen propagandistisch ausgeschlachteten Sieg über die Juden Palästinas. Einen der wichtigsten Unterstützer fand der Flavier aber in Tiberius Iulius Alexander, dem Neffen Philos und Präfekten Alexandrias, der seine Truppen zuerst auf Vespasian vereidigte. Diesen Tag feierte der Kaiser später als „dies imperii“. In Alexandria hatte er sich außerdem durch ein angebliches Orakel des Serapeums und Wunderheilungen, die er mit Hilfe der Gottheit vollbracht hatte, einen Namen gemacht. Ägypten konnte somit als Wiege seiner Herrschaft gelten. Den ägyptischen Göttern, insbesondere Isis, blieb der Kaiser zumindest anfänglich auch in Rom verbunden. Das brachte er zum Ausdruck, indem er das Iseum auf dem Marsfeld auf einen Sesterz des Jahres 71 n. Chr. prägen ließ und die Nacht vor seinem Triumphzug zusammen mit seinem Sohn Titus im Iseum oder dessen Umfeld verbrachte. Zu Beginn der 70er Jahre waren die

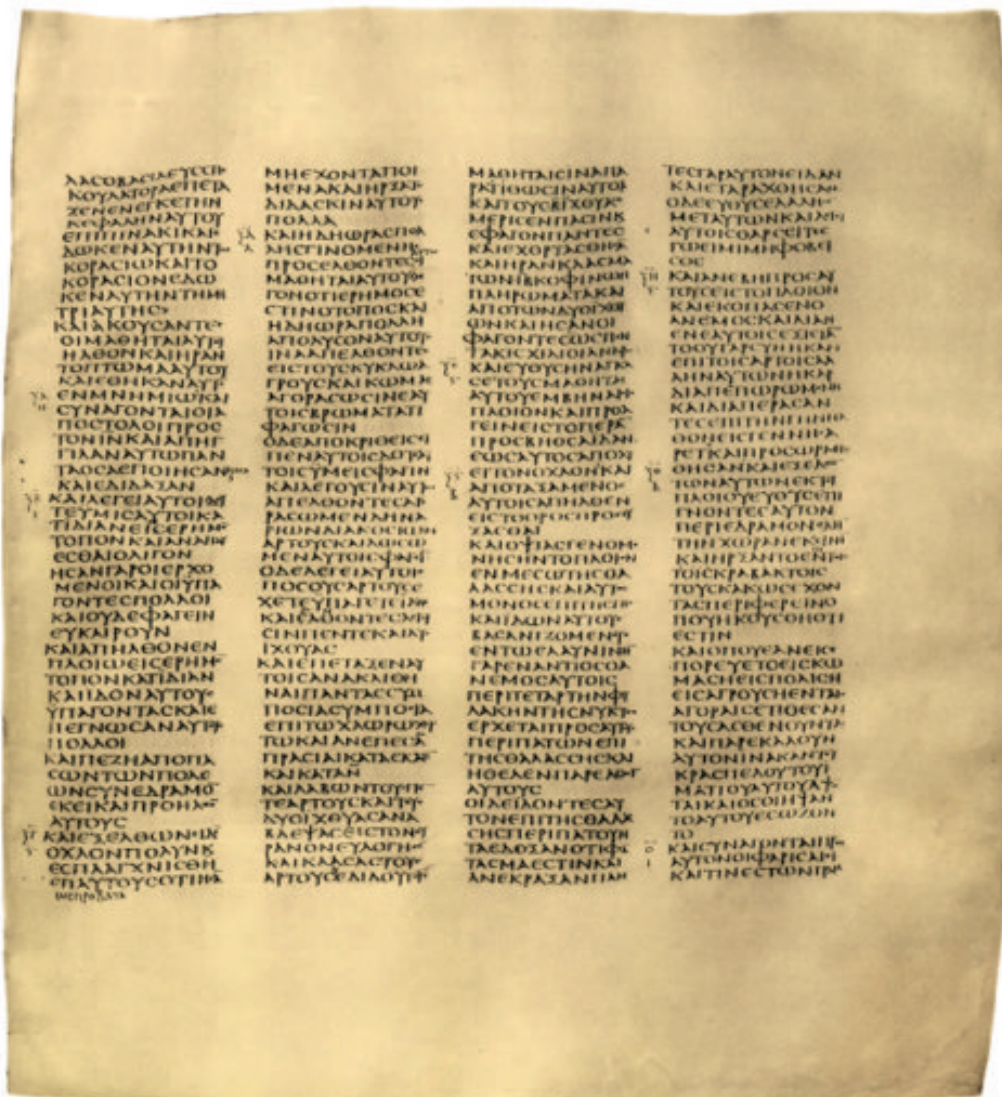


Abb. 3: Codex Sinaiticus, aufgeschlagene Seite: Mk 6,27–7,1. Foto: © Bibleworks 9, Kirsopp Lake (Hg.). Codex Sinaiticus Petropolitanus. The New Testament, The Epistle of Barnabas and the Shepherd of Hermas. Oxford: Clarendon Press, 1911

ägyptischen Götter, die längst auch in Rom beheimatet waren, nach verschiedenen Rückschlägen wieder auf dem Vormarsch. Es scheint daher nicht grundsätzlich ausgeschlossen, dass der Autor des Markusevangeliums, das von vielen Auslegern in Rom verfasst zu sein scheint, sein vorrangiges Ziel, die Geschichte Jesu zu erzählen, mit Anknüpfungs-

punkten an die ägyptische Götterwelt und die Isis-Osiris-Mysterien verband. Solchen Überlegungen liegt nicht die Annahme zugrunde, dass die frühchristlichen Gemeinden ihre Praktiken oder Glaubensinhalte aus den Mysterienkulten übernahmen oder von diesen unmittelbar beeinflusst wurden. Die Inhalte der christlichen Botschaft und die Vollzüge des christ-

lichen Gemeindelebens sind geschichtlich fest im Judentum verwurzelt, wenngleich sie so modifiziert wurden, dass sie mit dem paganen Alltagsleben kompatibel waren. Gleichwohl ist damit zu rechnen, dass in der Darstellung der eigenen Geschichte Anknüpfungspunkte für Mitglieder nicht-jüdischer Religiosität geschaffen wurden.

Das letzte Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, ist ein historisches Ereignis, nicht in der Form wie es Leonardo da Vinci gemalt hat, auch nicht hinsichtlich aller Details der zum Teil konkurrierenden Darstellungen der Evangelien; doch es hat stattgefunden. Von Jesus stammen die Deuteworte, die er über Brot und Wein gesprochen hat, deren exakten Wortlaut wir kaum noch rekonstruieren können. Dem Ablauf nach war das Mahl ein einfaches jüdisches Mahl, zu dem das Segnen und Brechen des Brotes gehörte. Im Markusevangelium finden wir neben der Schilderung dieses letzten Mahles aber auch zwei Speisungen, die so genannten Brotvermehrungen, die zu den Wundergeschichten gehören. Die Frage, auf wen diese Geschenk-wundererzählungen zurückgehen, kann hier vernachlässigt werden. Entscheidend ist, dass der Evangelist ihre Darstellung bei der Einbindung in sein Evangelium eng an das letzte Mahl Jesu angelehnt hat. Denn auch hier wird berichtet, dass über das Brot ein Segens- bzw. ein Dankgebet gesprochen und das es gebrochen wird (Mk 6,41; 8,6; 14,22). Alle werden satt, ja es bleibt noch etwas über, ein typisches Moment der Geschenk-wunder. Ein paganer Hintergrund scheint sich an keiner Stelle anzudeuten.

Blicken wir dennoch in aller Kürze auf ein Element des Osiris-Mythos, der uns in den Quellen des Alten Ägyptens fast nie als geschlossene Erzählung begegnet. „Ein einziger ägyptischer Text, ein Osirishymnus aus der 18. Dynastie, stellt einmal eine zusammenhängende Folge der Szenen zusammen, die sonst immer nur einzeln zur Sprache kommen.“⁴ Erst bei Diodor und Plutarch finden wir die zentralen Szenen umfassende Darstellungen, die nicht nur die Nähe zu den ägyptischen Quellen belegen, trotz mancherlei Abweichung, sondern auch zeigen, dass der griechisch überformte Mythos

in der Kaiserzeit noch bekannt war und in Mysterien gefeiert wurde. Eine zentrale Episode des Mythos ist die Tötung des Osiris durch seinen Feind Seth, der den Leichnam seines Bruders Osiris zerstückelte und verstreute.

Wie las jemand, der mit der christlichen Botschaft erst seit kurzem, mit dem Osiris-Mythos dagegen schon seit längerem vertraut war, den Text des Markusevangeliums, in dem es im Zusammenhang mit dem letzten Mahl Jesu heißt, sein Leib sei das Brot, das gebrochen und verteilt wird, während an anderer Stelle zu lesen ist, wie die gebrochenen Teile des Brotes aufgehoben und in Körben eingesammelt werden (Mk 6,43; 8,8.19.20; 14,22)? Der Text des Evangeliums spricht nicht vom Zerstören der Glieder Jesu, die Darstellung verbleibt im Kontext des jüdischen Mahles. Sie hielt aber einen Erinnerungsrahmen für Menschen mit einem anderen religiösen Hintergrund, namentlich der Isis-Osiris-Mysterien, offen.

Dieses singuläre Beispiel kann eine solch weitreichende Hypothese freilich nicht untermauern, die zumindest jedem mit den biblischen Erzählungen Vertrauten äußerst abwegig erscheinen muss. Sollten sich im Markusevangelium jedoch viele solcher Anknüpfungsmöglichkeiten finden lassen, rückt die Annahme einer auch an paganen Leserinnen und Lesern orientierten Darstellung in den Bereich einer Möglichkeit.

Das Vergessen im Erinnern

Für heutige Rezipientinnen und Rezipienten ist eine solche Lesart des Textes massiv erschwert, weil unser Verständnis von der christlichen Tradierung des Textes bestimmt wird, selbst bei jenen, die nicht christlich sozialisiert sind, und sich die christliche Rezeption ursprünglicher Kontexte der jeweiligen Texte entledigte. Der erinnerte Jesus wurde bald ohne den ursprünglichen Kontext der vorausliegenden Erinnerung tradiert, der dadurch in Vergessenheit geriet. Das gilt schon für die Rezeption des Markusevangeliums im Lukas- und Matthäusevangelium, die der markinischen Episodenauswahl früh eine geradezu kanonische Gültigkeit und historische Verlässlichkeit verschafften.

Wo eine Religion in einen anderen sozialen Kontext inkulturiert wird, kommt es jedoch notwendig zu interkulturellen Interdependenzen; die „Kultur“ des Christentums ist schon in ihrer Frühzeit nicht nur vom Judentum, sondern auch von der griechisch-römischen Religion beeinflusst worden. Das gilt weniger für die zentralen Glaubensinhalte, aber auch hinsichtlich der Aufbereitung der Jesusgeschichten für nicht-jüdische Gemeindemitglieder, die mit der späteren Rezeption der ersten christlichen Erzählungen wirkmächtig wurde. Denn obschon das Christentum im Judentum wurzelt, wurde seine Verbreitung fraglos auch durch die Ausrichtung auf die Welt paganer Adressaten bestimmt – vermutlich weit mehr, als das für uns heute erkennbar ist.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. etwa A. Langenohl: Öffentliche Reaktionen auf das Schweizer Referendum über Minarettbau und auf „Deutschland schafft sich ab“, in: Gießener Universitätsblätter 44 (2011) 83–94.
- ² Das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte fasst man besser als zwei Teile eines Werkes auf. Der zweite Korintherbrief enthält Teile zweier Schreiben des Paulus.
- ³ Vgl. etwa Eva Ebel: Die Attraktivität früher christlicher Gemeinden. Die Gemeinde von Korinth im Spiegel griechisch-römischer Vereine, Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament II 178, Tübingen 2004.
- ⁴ J. Assmann: Tod, Staat, Kosmos. Dimensionen des Mythos im Alten Ägypten, in: R. Brandt/S. Schmidt (Hg.), Mythos und Mythologie, Berlin 2004, 23–41, 25.

Kontakt:

Prof. Dr. Matthias Schmidt
Institut für Katholische Theologie
Karl-Glöckner-Straße 21 H
35394 Gießen
matthias.schmidt@katheologie.uni-giessen.de



IV. Aktuelle Forschungsprojekte



Volker Wissemann, Hans-Peter Ziemek

Die Hermann-Hoffmann-Akademie der Justus-Liebig-Universität Gießen

„Der Lehrer, nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den Mittelschulen und selbst in den Universitäten wird nach und nach Schablonenmensch. Er hält seinen Unterricht für den allein seligmachenden, und um seine Notwendigkeit, seine Unentbehrlichkeit in allen Dingen jedermann klar vor Augen zu legen, reißt er alle Wissenschaftszweige an sich, um sie den Schülern nach zuverlässigen Methoden einzupauken. Die unglücklichen Jungen! Sie können keinen Schmetterling mehr fangen, ohne dass der Lehrer mit dem genau zugemessenen Quantum von Naturgeschichte hinter ihnen stünde; sie brauchen sich nicht mehr an einem Pappkästchen den Kopf zu zerbrechen und zehn verunglückte Versuche zu machen, bis sie die richtige Konstruktion herausgefunden haben zum größten Nutzen für die Übung ihrer Verstandeskkräfte; der Herr Lehrer trichtert es ihnen schon ein. Der Herr Lehrer, der Schulrat, das Ministerium in letzter Instanz bestimmen, wie viel von jedem einzelnen Wissenszweige dem jungen Menschen zugemessen, wie viel davon ihm bei jeder Prüfung abgezapft werden soll, und so hat man dann schließlich als Resultat „Schablonenmenschen mit Wurstköpfen“. Ich nenne sie „Wurstköpfe“, weil in diese Gehirngehäuse ein grausames Gehäcksel von allen möglichen Dingen mit Zwang hineingestopft ist, wie in eine regelrechte, mit der Maschine gefertigte Wurst, wo jeder Fettwürfel, jedes Fleischstückchen seine genau bemessene Größe hat, jedes Gewürz sein bestimmtes Gewicht, einerlei ob die Mägen, welchen das Gericht vorgesetzt wird, auch gleiche Verdauungskraft besitzen. Und bei solcher Unterrichts- und Erziehungsmethode, die jeden Keim von Selbstständigkeit erstickt, sollen Charaktere gebildet werden! Verstehe das wer kann.“

Zitat von Carl Vogt aus seiner Autobiografie „Erinnerungen aus meinem Leben“, 1896

Am 7. November 2011 fand in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen die Gründungsfeier der Hermann-Hoffmann-Akademie statt. Mit dieser Akademie wird in den nächsten Jahren an der JLU ein besonderer Lernort für wessens- und altersmäßig junge Forscher entstehen. Zugleich wird die Akademie ein Ort der Wissensvermittlung durch Studierende sein. „Lernen durch Lehren“ oder „Spiel den Prof!“ heißen die Devisen dieses innovativen Lern- und Lehrkonzepts, das das Land Hessen in den ersten fünf Jahren mit Mitteln aus dem Innovations- und Strukturentwicklungsbudget in Höhe von 1.293.000 Euro unterstützt. Als Ort der Akademie wird das ehemalige Botanische Institut an der Senckenbergstraße 17 umgebaut. Zusammen mit dem *Implantarium* (der grünen Schule der JLU) und dem Botanischen Garten entsteht so ein neues Zentrum für Wissenschaftsvermittlung der Lebenswissenschaften.

Was jedoch sind die Beweggründe, die uns bewegten, zusätzlich zu allen Aufgaben Energie und Tatkraft in den Aufbau eines solchen Praxisorts für Lehramtsstudierende zu investieren, einen Ort der Verflechtung von inneruniversitärer Lehrerausbildung und außeruniversitärer Schülerbildung?

Als Carl Vogt 1896 in seiner Autobiografie „Erinnerungen aus meinem Leben“ seine oben zitierte Lehrerfahrung Revue passieren ließ, begann die Bildungsdebatte in der Biologie in Deutschland zu gären. Charles Darwin hatte in der Abgeschiedenheit seines Down House im Südwesten Londons die Summe seiner Tausende von Einzelbeobachtungen und Informationen in eine große Zusammenschau gegossen „Über die Entstehung der Arten“. Es ist wieder und wieder behauptet worden, dass es heute praktisch niemand mehr geben würde, der derartig fachübergreifend in der Lage wäre, aus



Abb. 1: Gießen bringt's. Dank vieler engagierter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen hat die Hermann-Hoffmann-Akademie eine Zukunft.
Foto: H. Laake

vielen Spezialgebieten eine Übersicht zu geben. Heutiges Wissen ist im Forschungsbereich so spezialisiert, dass gerade die wissenschaftlichen Zeitschriften, die sich den Reviews, den kompilatorischen Zusammenschauen widmen, die höchsten Impactfaktoren aufweisen, da sie häufig als einzige Referenz Zusammenhänge zeigen, die im normalen Lehr- und Forschungsalltag zu erlangen den meisten unmöglich ist. Übersicht braucht Zeit und gerade das haben wir vermeintlich am wenigsten, nicht zuletzt weil es häufig so einfach ist, Zeitmangel hinter vermeintlichen Geldmangel zu verstecken. So jagt ein Projekt das nächste, ein Modul das Andere, eine Unterrichtseinheit die nächste. Entschleunigung täte Not, um zu begreifen und in die Tiefe zu gehen. Der Einfluss von Darwin auf die deutsche Schulausbildung ist wenig untersucht. Allerdings war es 1912 Otto Schmeil, der forderte: Der naturkundliche Unterricht hat ein biologischer werden zu werden. Nicht mehr die sinnlose Vermengung von unzusammenhängenden Gegenstandsquellen wie „die Lerche fliegt in

die Luft zur Freude des Menschen“, sondern auch die Verbindung der vielen, „biodiversen“ Informationen zu einer Gesamtschau, einem Verständnis des Ganzen, war die Forderung des Tages in den Reformschriften Anfang des 20. Jahrhunderts. Schon um 1900 war den meisten Wissenschaftlern und Lehrern eine Gesamtschau des Wissens nicht mehr möglich. Zunehmend bis heute sehen wir, dass für Schüler, Lehrer und Wissenschaftler, die eben gerade über den Zusammenhang *hinaus* das Einzelne untersuchen sollten, das Einzelne oft schon die Grenze der Wissenswelt ist und das Ganze abhandeln gekommen ist. Hier ist eine Lücke, die zu schließen eine Aufgabe von Lehrern, Lehrerinnen und Lehramtsstudierenden ist. Es ist notwendig, Schüler wieder neu, auf unterschiedlichen Ebenen ihres Wissens „abzuholen“ und an Naturwissenschaft heranzuführen. *Teilhabe* an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen als Element einer innovativen Fachvermittlung ist daher die Leitvision der Hermann-Hoffmann-Akademie.

Wir wissen, wie Darwin gelernt hat. Er hatte das Glück, aus einer bildungsnahen Familie zu kommen in eine Zeit, in der Wissen und Sammlung *en vogue* waren. Während der ansonsten offensichtlich uninspirierenden Schulzeit spielte für Darwin das Buch mit dem Titel „Die Wunder der Welt“ von C.C. Clarke, ausgeliehen von einem Mitschüler, die wichtigste Rolle. Immer wieder las er es, wurde mit Zusammenhängen, Kreisläufen des Lebens konfrontiert und suchte in der Diskussion mit seinen Mitschülern und im Begreifen durch Sammeln vorzudringen in das Einzelne, um die großen Linien seines Denkens anzufüllen mit Einzelbeobachtungen.

Kein Wunder, dass ihm später der Gießener Botaniker Hermann Hoffmann ein kompetenter Vermittler naturwissenschaftlicher Befunde wurde. Auch Hoffmann verstand es, aus der Fülle des Einzelnen das große Ganze herzuleiten. Umfassendes Wissen über Zusammenhänge wie er es in Gießen während seiner Gymnasialzeit im Hause Joseph Hillebrands, Prof. für Philosophie, erhielt, ermöglichten es ihm, auf vielfältigen Gebieten Details zu sammeln, um sie erneut als Übersicht zu präsentieren. Eigenes Studium durch Anschauen und Begreifen erlebte Hoffmann auf seiner Fußreise 1839 über Würzburg, Jena und Leipzig nach Berlin, sowie auf einer Herbstwanderung durch Russland und Skandinavien. Es kostete Zeit und eigenes Engagement, brachte ihm aber das Wissen, um in die akademischen Kreise Berlins aufgenommen zu werden. Eine erneute Phase der „Entschleunigung“ führte ihn zu Fuß über Prag und Wien nach Gießen, wo er dann 50 Jahre lang an unserer *Alma Mater* wirken sollte, zweimal auch als Rektor und einmal als Prorektor.

Und heute: Wo ist Raum und Zeit, die Individualität, den Charakter zu entwickeln? Wir bekommen nun jedes Jahr die frühreife Ernte der G8-Schule. Und selbst wenn G8 als sozusagen „Beaujolais Primeur“ verkauft wird, vorzeitig geerntet, unvollständig vergoren, aber lebendig und sprudelnd, bevorzugt doch die Mehrzahl der Menschen einen runden, nach allen Regeln der Kunst aus Wissen und lebendiger Tradition produzierten Wein. Einen Wein voll Geschmack, der für den Alltag reicht, so wie

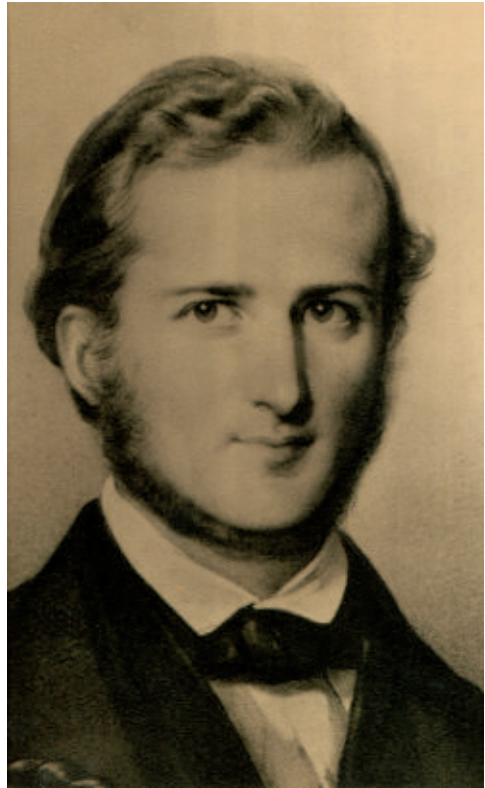


Abb. 2: Portraitfoto von Hermann Hoffmann, Original: Sammlung des Botanischen Instituts

Schulwissen eben für den Alltag reichen soll, manchmal aber auch für mehr, und dann bei einigen Schülern universitär ausgebaut wird sozusagen als Wein auch mal für den Festtag, und bei wenigen dann als Grand Cru, gereift über Jahre und besser werdend im Laufe der Zeit, vorausgesetzt die Arbeitsbedingungen erlauben eine weitere Reife und nicht ein Versauern, weil der Korken, sprich die beruflichen Zwänge so schlecht sitzen, dass der Wein verdirbt.

Aber verkürzte Schulzeit bringt Enge. Enge des Geistes, Enge der Entwicklungszeit, Enge des geistigen Wanderns, Uniformität und Schablonenhaftigkeit. Es bleiben nur die beiden Möglichkeiten des weniger Stoffs in kürzerer Zeit, oder gleichen Stoffs in kürzerer Zeit, d.h. Erhöhung der Informationsmenge pro Zeiteinheit, und dies bei gleichzeitiger Expansion des Wis-



Abb. 3: Saurier: Sichtweisen ändern schafft neue Einblicke; eine Aufgabe der Hermann-Hoffmann-Akademie.
Foto: H.-P. Ziemek

sensgebiets. Vor etwa 100 Jahren entsprachen professorale Hochschulabschlüsse abgesehen von der einen großen Forschungsleistung eher dem, was heute im Abitur abgefragt wird. Es gab keine Genetik, keine Biochemie, keine Immunologie. Pflanzenphysiologie steckte in den Kinderschuhen, Evolutionsforschung im Sinne Darwins war an den Schulen kaum oder nicht angekommen, wurde allerdings hier in Gießen von Hoffmann vermittelt. Die Anzahl der Fächer war geringer, dafür das Wissen in den einzelnen Fächern wesentlich breiter. Einer Untersuchung der Universität Münster aus dem Jahr 2004 zufolge, erkennen 11–13-jährige Schüler im Schnitt 5 Pflanzen sicher, dies entspricht etwa 0,01 Promille der Pflanzenarten der Welt oder 0,5 Promille der Pflanzen Deutschlands. Unter diesen 5 Pflanzenarten befindet sich kein Gehölz, unsere Kinder können Baum und Strauchnamen im Durchschnitt lediglich willkürlich zuordnen. Hier gilt es anzusetzen und

dem Bildungsverlust zu begegnen, allerdings universitär geprägt als integraler Bestandteil einer innovativen und praxisorientierten Ausbildung. Aktives Forschen und direkte Wissensvermittlung von Studierenden an „Junge Forscher“ (Schüler, Vorschüler), d.h. die Teilhabe an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen als Element einer innovativen Fachvermittlung und die Vermittlung der Schlüsselqualifikationen „Kommunikative Fähigkeiten“ und „Fachvermittlung“ sind die *inneruniversitären Ziele* der Hermann-Hoffmann-Akademie. Aus dem universitären Leitbild der JLU: *Translating Science*, versteht sich die Hermann-Hoffmann-Akademie als die zentrale Bildungseinrichtung für *Public Life Science*. Das *außeruniversitäre Ziel* ist die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an interessierte Öffentlichkeiten am Beispiel biologischer Themen und verwandter Felder. Denn: in unserer Gesellschaft macht sich Biophobie breit, die Angst vor der

Leitwissenschaft. Nicht, weil niemand Biologie mag, und darunter verstehen die meisten einfach ihre Liebe zu Tieren und Pflanzen, sondern weil die Fülle des Lebens, die Vielfalt auf der organismischen Ebene, der zellulären, der stoffwechselfysiologischen, der genetischen Ebene und neuerdings die Vielfalt der RNA-Welt sie überfordert und ängstigt. Kühe sind angeblich in Teilen der Republik lila, Bären sind niedlich oder füllen Kondensmilch auf der Alm ab, Bienen sind gelb-schwarz, so wie die Biene Maja, Erdnüsse sind Nüsse auf Bäumen, bei Gewitter sind Eichen zu meiden und Buchen zu suchen. Es scheint, der Irrtum in Fragen der Natur ist allgegenwärtig, Wissen um die Zusammenhänge der Welt geht verloren. Die Ursachen sind vordergründig schnell ausgemacht: die sich ständig vermehrende Wissens- und Stofffülle an Schulen und Universitäten zwingen zu intellektuellen Beschränkungen bzw. überfordern in ihrer Komplexität den naturwissenschaftlichen Laien. Hier versucht die Hermann-Hoffmann-Akademie durch den Einsatz von Studierenden als Lehrende frühzeitig Praxiserfahrung aufzubauen. Durch speziell auf die unterschiedlichen Wissens Ebenen abgestimmten Lehrveranstaltungen an der Akademie werden die vermittelnden Studierenden selbst zum Lehrer (Spiel den Prof!) und erfahren in der direkten Rückkopplung den Erfolg oder Misserfolg ihres Bemühens. In diesem reziproken Lernprozess von Studierenden und Schülern wird für die Studierenden als Wissensvermittler selbst Lehren zum Lernprozess. Wir sehen dies als die zentrale Voraussetzung, um im späteren Schulalltag aus dem Verständnis für die innere Befähigung der Zielgruppe (Schüler) heraus *didaktisch anspruchsvolle und realitätsorientierte Wissensvermittlung* durchzuführen.

Aber was muss eingeschränkt werden, oder besser gefragt: wie müssen Bildungs- und Lernstrukturen in der ganz alltäglichen Lehrer- inkl. der Hochschullehrersituation aufgefasst werden. Sicher nicht durch Pseudoleuchttürme mit Schlagworten wie „Sexy Science“, Strukturen wie die „Pisa-Polizei“ oder Bildungsofferten unter dem Pidgin-Denglisch: „Come to where the knowledge is!“

Es ist notwendig, sich als Lehrer und Lehrerin, Hochschullehrer und Hochschullehrerin einer radikalen Selbstbeschränkung zu unterwerfen, die jedoch nicht das Auswählen einzelner Inhalte bedeutet, sondern das Lehren von Grundlinien der Wissenschaft. Sie bilden im Lernprozess des gesamten Lebens die Richtschnur, oder wie immer etwas naserümpfend gesagt wird, die Schubkästen. Wer einmal weiß, wie die Schubkästen in seinem Denken geordnet sind, der kann sie öffnen und Teile herausnehmen, sie verbinden, mit ihnen spielen und experimentieren und am Ende erneut lösen und wieder einsortieren, oder als neues Ganzes einer Schublade zuordnen. Dieses Lehrprinzip muss jeder und jede für sich erarbeiten und erlernen, unabhängig von seiner oder ihrer Befähigung oder Profession, auch dieses ermöglicht die Akademie. In Form eines aufeinander abgestimmten und aufbauenden Lehr- und Lernprinzips wird innovativ und in dieser Form deutschlandweit einzigartig Lernen durch Lehren als eine 3-stufige Bildungskaskade verstanden, mit der Wissensvermittlung bei *Schülern* und Lehrkompetenz von *Studierenden* in einer Institution *miteinander verschränkt* werden.

„Viel Stoff wenig Zeit“ heißt ein Lehrbuch für Hochschullehrer, in dem Strukturen und Prozesse aufgezeigt werden, dies zu erreichen. Allerdings ist der Dreh- und Angelpunkt, dass die Fähigkeit, große Denzusammenhänge zu lehren und zu vermitteln, entscheidend von dem Umfang des Wissens des Lehrenden abhängt. Es genügt nicht, mit geringem Wissensstand eine Übersimplifizierung vorzunehmen, dann entsteht Banalität. Es muss eine innere Zusammenschau geben aus der Fülle des Einzelwissens, die dann die große Zusammenschau ermöglicht, nicht als Ausdruck eines nicht vorhandenen Wissens, sondern als Resultat eines übergreifenden Wissens, das die Zusammenhänge erkannt hat. Im Fach der Speziellen Botanik ist dieses Problem am besten zu verdeutlichen. Wenn wir uns alle Algen, Moose, alle Farne und alle Gymnospermen wegdenken, so verbleibt ein nicht gerade kleiner Rest von ca. 250.000 Blüten- und Fruchtpflanzen. Nur diese 250.000 Arten haben zu Beginn des 20.



Abb. 4: Logo der Hermann-Hoffmann-Akademie, Entwurf V. Wissemann

Jahrhunderts Studierende in einem Semester gehört. Lehramts- und Magisterstudierende zu Beginn der Lehrtätigkeit des Erstautors mussten dies bereits in einer knapp 60-stündigen Vorlesung verstehen, fast ein Ding der Unmöglichkeit, denn die Zeit war zu lang, um signifikant einzuschränken und zu kurz, um alles zu bringen. Heute müssen Studierende, um der Diversität dieses Fachs gerecht zu werden, diese 250.000 Arten in 4 Stunden lernen. Wenn es da nicht gelingt, strukturell zu arbeiten, entstehen „Schablonenmenschen mit Wurstköpfen“, wie es Vogt nationalbewusst nannte. In der heutigen Gesellschaft wäre „Olla potrida“, wie sich eine Zeitschrift des 18. Jhs. in Anlehnung an den spanischen Eintopf, in dem Fleisch und Gemüse verschiedenster Art wohlmeinend verkocht, vermischt und als Mischmasch zur Nahrung gereicht wurde, der wohl bessere Ausdruck. Olla Potrida ist letztendlich ein Eintopf des alles und nichts. Anekdoten anstelle von eklektischen Beiträgen, Zusammenhangslos vermischt und vergoren, Wurst für die Füllung von Köpfen, denen die Zeit und die Möglichkeiten fehlen, Individualität zu entwickeln und vor allem Wissen anzusammeln. Die Reduktion um mehr als 90 % Zeit heißt eben, dass Lehrende die Stofffülle beherrschen müssen, um zu wissen, wie reduziert wird, damit es nicht banal oder episodisch wird. Und hier setzt der Anspruch mit der neu gegründeten

Hermann-Hoffmann-Akademie an. Wenn wir zukünftig Studierende als Lehrer in unserer Akademie einsetzen, so ist dies Ausdruck eines Bemühens, Kompetenz für unsere Lebensgrundlage herzustellen. Im Kern wird es für unsere Studierenden immer um die Abwägung der eigenen fachlichen Kompetenz, dem Erkennen des Wissensstands der Adressaten (der Schüler), und um die Frage gehen, wie der Moment der Teilhabe an einer

einzelnen naturwissenschaftlichen Erkenntnis so in einen Zusammenhang gesetzt werden kann, dass daraus ein Baustein im Denken der Schüler wird.

Das zentrale und innovative Element hierbei ist das Konzept des Mentoring. Studierende werden frühzeitig und verantwortlich in ihrer Rolle als Wissens- und Kompetenzvermittler (Spiel den Prof!) zu Mentoren ihrer Schüler, temporär für die Dauer der Unterrichtseinheit, aber auch längerfristig als konkreter Ansprechpartner (Patenschaft) für eine Schulklasse. In seinem Buch „Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur“ kommt Manfred Osten zu der zweifelsohne ernüchternden Botschaft: Modernen Naturvorstellungen ist gemeinsam, dass sie die Unterschiede, um die es jeder, auch der einfachsten Kultur zu tun ist, nicht mehr kennen und nicht mehr anerkennen. Diesem Wissensverlust kann nur durch hohen persönlichen Einsatz begegnet werden. Nicht mehr: „Come to where the knowledge is“ ist das Motto, sondern: werde selbst zum Wissenden. Nicht mehr der Vogt'sche Schablonenmensch mit Wurstkopf ist gefragt, sondern der Darwin, der ausgestattet mit einem Übersichtswissen aus dem Buch „Die Wunder der Welt“ diese entdeckt hat und durch intensives Lernen in der Lage ist, aus der Fülle der Einzelinformationen die große Übersicht hervorzubringen.

Gefragt ist der Hoffmann, der die Welt mit in all ihren Facetten wahrnimmt, lehrt und die Einzelinformationen verknüpft zur großen Gesamtsicht der Blühphänologie, der Entstehung des Lebens und der Vermehrung der Pflanzen. Um dies zu erreichen wird im ersten Bauabschnitt ab Sommer 2012 ein moderner Kursraum gebaut, der große und kleine Hörsaal renoviert, das Foyer mit der Ausstellungsfläche, ein Gewässerlabor, die Dino- und Urzeitwerkstatt und verschiedene Büroräume für Mitarbeiter und Examenskandidaten und Examenskandidatinnen. In einem zweiten Bauabschnitt soll dann später der Ausbau der Bibliothek, eines Darwinlabors, in dem vergleichend mit Geräten des 19. und 21. Jahrhunderts z.B. mikroskopiert werden kann, eines Raumes der Artenvielfalt, eines Molekularlabors und eines Computerarbeitsraums für digitale Bestimmungsübungen durchgeführt werden. Begrüßt werden die Besucher der Akademie durch die beiden Dinosaurier, die noch im Botanischen Garten bzw. dem Theater gegenüber stehen. Das Freigelände um das Gebäude wird an der Frontseite einen Themengarten zur Evolution der Pflanzenwelt beherbergen, die Rückseite des Gebäudes nimmt das grüne

Klassenzimmer und verschiedene Themengärten auf. Noch sind wir eine Akademie auf Reisen, aber ab Sommer 2013 beginnt die Lehrtätigkeit im Akademiegebäude.

Treffen können Sie uns übrigens von Mai bis Juli 2012 während der Begleitveranstaltungen zur Ausstellung „Urzeit entdecken in Gießen“ (www.urzeit-entdecken.de).

Wann kommen Sie zu uns?

Kontakt:

Prof. Dr. Volker Wissemann
Institut für Botanik
AG Spezielle Botanik,
Botanischer Garten & Herbarium
Heinrich-Buff-Ring 38
Carl-Vogt-Haus, EG Raum 020
35392 Gießen
volker.wissemann@bot1.bio.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hans-Peter Ziemek
Institut für Biologiedidaktik
Karl-Glöckner-Straße 21c
35394 Gießen
Hans.P.Ziemek@didaktik.bio.uni-giessen.de

Einfach anfordern unter:

06 41-95 04-76 oder online: www.giessener-anzeiger.de

JETZT PROBE LESEN!

Wir beliefern Sie zwei Wochen kostenlos und unverbindlich!



www.giessener-anzeiger.de

+++ Sechs Tage aktuelle Informationen aus Ihrer Heimat +++



+++ Ihr Partner für kompetente lokale Berichterstattung +++

Liebe Kinder,
Ihr findet mich
jeden Samstag
im Gießener Anzeiger!

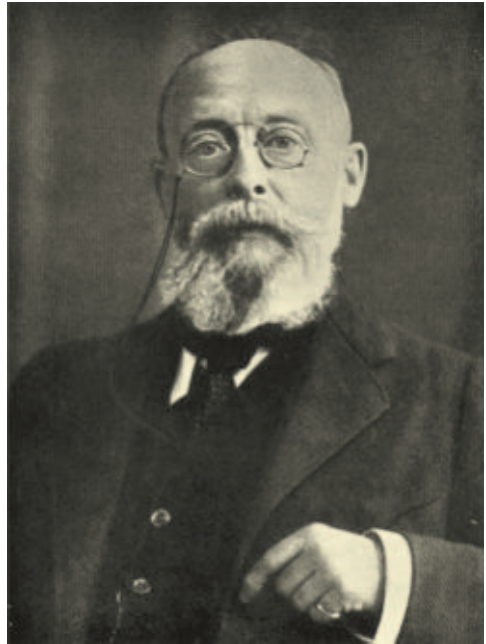


Thilo Marauhn

„... die normative Kraft des Faktischen in ihrer ganzen schöpferischen Bedeutung zu erfassen ...“ (Franz von Liszt, 1851–1919)

Das Franz-von-Liszt-Institut für internationales Recht und Rechtsvergleichung

Dass sich die 1607 für die Region geschaffene Ludoviciana im 19. Jahrhundert zu einer nicht nur über die engeren Landesgrenzen hinaus, sondern auch international bekannten Wissenschaftseinrichtung entwickeln konnte, hat sie nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken, dass herausragende Persönlichkeiten an die Universität berufen wurden und offensichtlich ein Umfeld vorfanden, das ihnen beachtliche Entfaltungsmöglichkeiten in Forschung und Lehre bot. Justus Liebig (1803–1873), den die Hochschule nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Diktatur 1946 zu ihrem neuen Namensgeber wählte, war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Ludoviciana prägend. Mit ihm, der von 1824 bis 1852 Professor der Chemie an der Gießener Universität war, ist der Aufschwung und die erste Blütezeit der Naturwissenschaften verbunden. Zu den Persönlichkeiten, die in vergleichbarer Weise ihre jeweilige Disziplin geprägt haben und die im 19. Jahrhundert ihren Weg an die Ludoviciana fanden, gehörten in der Rechtswissenschaft Rudolf von Jhering (1818–1892) und Franz von Liszt (1851–1919). Franz von Liszt hatte von 1879 bis 1882 einen Lehrstuhl an der Universität Gießen inne. Dies war seine erste Professur nach der Habilitation 1846 in Graz. Zuvor hatte der gebürtige Wiener den dort tätigen Rudolf von Jhering im Rahmen seines Studiums kennen gelernt. Von Gießen aus ging Franz von Liszt zunächst nach Marburg, dann nach Halle (ab 1889) und schließlich 1898 nach Berlin, wo er neben seiner wissenschaftlichen Laufbahn auch ein beachtliches politisches Engagement entwickelte. Heute trägt im Fachbereich Rechtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität das Institut für internationales Recht und Rechtsvergleichung den Namen dieses Rechtsgelehrten. Die Gründung des Franz-von-Liszt-Instituts für in-



ternationales Recht und Rechtsvergleichung erfolgte im Jahre 2006 nach etwas mehr als dreijährigen Vorarbeiten einer universitären Forschungsstelle und einer externen Begutachtung der bis dahin durchgeführten Projekte. Anders als die meisten international ausgerichteten rechtswissenschaftlichen Forschungsinstitute in der Bundesrepublik Deutschland ist das Franz-von-Liszt-Institut weder auf das Völkerrecht noch auf eine der rechtswissenschaftlichen Teildisziplinen beschränkt. Es bündelt vielmehr die internationalen Fragestellungen des Privat-, des Straf- und des Öffentlichen Rechts und zielt auf die Erforschung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede nicht nur hier, sondern auch im Kontext der privat-, straf- und öffentlich-rechtlichen Rechtsvergleichung. Entsprechend dieser Ausrichtung setzt sich das

Institut aus der Professur für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung (Prof. Dr. Christoph Benicke), der Professur für Strafrecht, Strafprozessrecht und Strafrechtsvergleichung (Prof. Dr. Walter Groppe) und der Professur für Öffentliches Recht, Völker- und Europarecht (Prof. Dr. Thilo Marauhn) zusammen, bündelt und vernetzt den dort vorhandenen Sachverstand und entwickelt auf dieser Grundlage sein spezifisches Forschungsprofil. Das Institut verfolgt in diesem Rahmen Forschungsschwerpunkte, engagiert sich in der Graduiertenausbildung und implementiert Projekte des Wissenstransfers.

Dass man sich bei der Frage nach der Institutsbezeichnung für Franz von Liszt entschied, hat mehrere Gründe. Zwar blieb Franz von Liszt nur bis Anfang 1882 in Gießen und arbeitete hier auch noch nicht in dem Maße internationalrechtlich wie an späteren Wirkungsstätten, aber er entwickelte ganz wesentliche Prägnanzen schon hier. In Gießen arbeitete er zunächst an presserechtlichen Fragestellungen, las der Widmung seiner Professur entsprechend in erster Linie Strafrecht und Strafprozessrecht, durfte 1880 die erste Auflage seines Lehrbuchs des deutschen Reichs-Strafrechts begrüßen und gründete 1881 gemeinsam mit Adolf Dochow die Zeitschrift für die Gesamte Strafrechtswissenschaft. Mit dem Völkerrecht „nahm Liszt in Gießen noch keine Fühlung auf“ (Florian Herrmann, Das Standardwerk. Franz von Liszt und das Völkerrecht, Baden-Baden 2001).

Erstmals übernahm Franz von Liszt die Vorlesung im Völkerrecht in seinem letzten Semester in Marburg, dem Wintersemester 1889/90. Dies war für Liszt der Anstoß für eine immer intensiver werdende Beschäftigung mit dem Völkerrecht. Am Ende seiner Zeit als Ordinarius in Halle (1889–1898) erschien mehr oder weniger zeitgleich mit dem Beginn des Ordinariats in Berlin (1898–1917) die erste Auflage seines völkerrechtlichen Lehrbuchs. Das Lehrbuch entwickelte sich sehr schnell zum Standardwerk. Es erfuhr eine fast beispiellose Erfolgsgeschichte. Anders als im Strafrecht, wo Liszt zur Avantgarde gehörte und zu Recht als Vordenker bezeichnet werden kann, war er allerdings

„keiner der großen Neu- und Querdenker des Völkerrechts“ (Herrmann). Nicht zuletzt bedingt durch seine Persönlichkeit war sein Völkerrechtslehrbuch, das immerhin zwölf Auflagen erlebte, insgesamt aber von beachtlicher Relevanz, auch wenn Liszt aus der heutigen Perspektive kaum mehr als Völkerrechtler wahrgenommen wird.

Warum aber ist Franz von Liszt dann aber Namenspatron des neu gegründeten Instituts für internationales Recht und Rechtsvergleichung? Man kann sich insoweit der Wertung und Würdigung von Florian Herrmann anschließen, der in seiner beachtlichen Dissertation die Erfolgsgeschichte des Liszt'schen Völkerrechtslehrbuchs analysiert und bewertet hat. Über den Völkerrechtler Liszt schreibt Herrmann am Ende seines Werkes: „Er war nicht der reine Positivist, sondern bemühte sich durch seine völkerrechtssoziologischen Ansätze, das Auseinanderdriften von Recht und Realität zu verhüten. Er nahm nicht Abschied vom souveränen Staat und befürwortete doch seine bedingungslose Unterordnung unter ein internationales Regime der Friedenssicherung. Franz von Liszt dokumentiert die Spannung zwischen altem, klassischem und modernem Völkerrecht wie kaum ein anderer. Das Standardwerk des Völkerrechts und sein Autor bleiben ein außergewöhnliches und ausgesprochen faszinierendes Phänomen der Geschichte des Völkerrechts am Ende des langen 19. Jahrhunderts. Nicht mehr, aber auch nicht weniger“ (Herrmann). Es ist also nicht nur der Beginn des Liszt'schen wissenschaftlichen Aufstiegs in Gießen, der es rechtfertigt, das Institut nach ihm zu benennen. Vielmehr entspricht das Bemühen des Instituts um eine anwendungsorientierte Auseinandersetzung mit dem internationalen Recht der programmatischen Essenz des Liszt'schen Umgangs mit dem Völkerrecht, also dem Versuch „das Auseinanderdriften von Recht und Realität zu verhüten“ (Herrmann).

Auch wenn heute das völkerrechtliche Werk Franz von Liszts gegenüber dem strafrechtlichen Werk weniger bekannt ist, so verdienen doch seine Beiträge zu Forschung und Lehre gerade auch im internationalen Recht nicht nur der Anerkennung, sondern auch der Wiederentde-

ckung. Das Lehrbuch des Völkerrechts Franz von Liszts war nicht nur prägend für die Völkerrechtsausbildung seiner Zeit; es fasste nicht nur das geltende Völkerrecht zusammen und beeindruckte durch Dokumentation und didaktische Konzeption. Franz von Liszt entwickelte innovative und bemerkenswerte Ideen zum Recht der Staatengemeinschaft gerade auf der Grundlage des damals geltenden Rechts. Er ging vom Souveränitätsdenken des 19. Jahrhunderts aus, blieb diesem aber nicht verhaftet. Insbesondere befürwortete Franz von Liszt die Schaffung eines obligatorischen Gerichtshofs und sah darin einen ersten Schritt zu einer stärkeren Zusammenarbeit, ja sogar zur Integration von Staaten bis hin zu einem herrschaftsorganisierten Staatenverband. Für ihn war dies ein Beitrag zur nachhaltigen Sicherung des Friedens. Schon 1914 entwickelte er Überlegungen zur Gestaltung eines künftigen Völkerbundes. Dass sich das moderne Völkerrecht aus dem klassischen Völkerrecht heraus entwickelte, lässt sich wohl an keinem Wissenschaftler deutlicher erkennen und nachvollziehen als an Franz von Liszt, der es gerade insoweit als seine Aufgabe ansah, „... die normative Kraft des Faktischen in ihrer ganzen schöpferischen Bedeutung zu erfassen ...“ (Franz von Liszt). Diesem Erbe ist das nach ihm benannte Institut verpflichtet.

Literatur:

Florian Herrmann, Das Standardwerk. Franz von Liszt und das Völkerrecht (Baden-Baden, Nomos Verl.-Ges., 2001).

Thilo Marauhn, Völkerrechtliche Lehre und Forschung in Gießen, in: Walter Gropp/Martin Lipp/Heinhard Steiger (Hrsg.), Rechtswissenschaft im Wandel. Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft zum 400-jährigen Gründungsjubiläum der Justus-Liebig-Universität Gießen (Tübingen, Mohr Siebeck, 2007), S. 235–246.

Walter Gropp, Vestigia Iuris Criminalis, in: Walter Gropp/Martin Lipp/Heinhard Steiger (Hrsg.), Rechtswissenschaft im Wandel. Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft zum 400-jährigen Gründungsjubiläum der Justus-Liebig-Universität Gießen (Tübingen, Mohr Siebeck, 2007), S. 23–41(32 ff.).

Franz von Liszt, Das Völkerrecht. Systematisch dargestellt (11. Auflage, Berlin 1918; 12. Auflage 1925, bearbeitet von Max Fleischmann).

Kontakt:

Prof. Dr. Thilo Marauhn, M.Phil.

Justus-Liebig-Universität Gießen

Professur für Öffentliches Recht,

Völkerrecht und Europarecht

Licher Straße 76

D-35394 Gießen

E-Mail: thilo.marauhn@recht.uni-giessen.de

Sekretariat: +49 (0)641 99-21151

Durchwahl: +49 (0)641 99-21150

Fax: +49 (0)641 99-21159

www.uni-giessen.de/intlaw



V. Berichte aus geförderten Projekten



Wolfgang Achtner

„Mystische Nacht mit Meister Eckhart – Magister, Mystiker, Manager“

Ist es möglich, den wissenschaftlich geprägten modernen Menschen für einen mittelalterlichen Mystiker zu interessieren? Mehr noch: Ist es möglich, ihn so zu interessieren, dass er auf harten Kirchenbänken bis um 3.30 Uhr morgens durchhält, sich einem Wechsel von Vorträgen, musikalischen Darbietungen, einer Predigt, einer Podiumsdiskussion, einer Meditation, einer Reihe von Videoinstallationen und schlussendlich auch noch einem Theaterstück – Welturaufführung – aussetzt? Diese Frage bewegte auch die Veranstalter dieser Mystischen Nacht mit Meister Eckhart, die Justus-Liebig-Universität Gießen, vertreten durch die Vizepräsidentin Katja Becker, die Evangelische Studierendengemeinde, vertreten durch Hochschulpfarrer Wolfgang Achtner und das Evangelische Dekanat Gießen, vertreten durch Dekan Frank-Tilo Becher, die in dieser bisher einmaligen Kooperation dieses Experiment wagten. Wer wagt gewinnt!

Denn nimmt man die geschätzte Teilnehmerzahl von ca. 1000 Personen und die 30 ausgefüllten Rücklaufkarten sowie die zahlreichen persönlichen Rückmeldungen als Bewertungsgrundlage einschließlich des häufig geäußerten Wunsches, eine solche Nacht doch zu wiederholen, so kann man die mystische Nacht ohne Übertreibung als einen großen Erfolg vermerken.

Das Konzept der Veranstalter schien aufgegangen zu sein und den Nerv vieler Zeitgenossen getroffen zu haben. Anhand der exemplarischen Gestalt Meister Eckharts, in dessen Leben Wissenschaft (Magister), Erleben (Mystik) und Handeln (Management) harmonisch ineinander wirken, wollten die Veranstalter die Einheit des Menschen, den ganzen Menschen mit allen Sinnen und allen Dimensionen des Lebens angesichts einer in eine Vielzahl von disparaten Teilbereichen zerfallenden moder-

nen Wirklichkeit ansprechen – Eckhart als Repräsentant wahrer Universitas. Daher war die implizite Grundidee die eines Gesamtkunstwerks, in dem Auge und Ohr, Verstand und Herz, Ruhe und Bewegung, Diskussion und Stille abwechselnd angesprochen werden sollten. Und obwohl die Vorträge mit jeweils einer halben Stunde Länge streng getaktet waren, sollte doch angesichts der Hektik und Zerrissenheit des Lebens vieler Zeitgenossen die gelassen entspannte Atmosphäre einer linden Sommernacht entstehen.

Viele waren gekommen, ohne eine genaue Vorstellung davon zu haben, was sie eigentlich erwartete. Doch durch die gekonnte Inszenierung der Illumination mit ihrem magisch anmutenden Farbenspiel und der Videoinstallation von fallenden Mauern und weitem Himmel mit in die Ferne schwebenden Wolkenformationen, angereichert durch den meditativen Klangteppich der Gregorianik war schnell der Bann gebrochen. Nach der Begrüßung durch Dekan Becher und einer kurzen Einführung von Wolfgang Achtner erweckte Pfarrer Stefan Kunz mit seinem inspirierenden Vortrag über „Der Mensch zwischen Zeit und Ewigkeit“ Meister Eckharts Begriff der Gelassenheit“ eine Ahnung davon, mit welchem rednerischen Charisma Meister Eckhart seine Zuhörer offenbar mitzureißen vermochte. In diese sich nun bei den Zuhörern einstellende gesammelte Gelassenheit konnten dann Stephanie und Christoph Haas vom Ensemble „Cosmedin“ Musik und Texte aus dem Umfeld Meister Eckharts eindrücklich lebendig werden lassen.

Nach der Pause mit Imbiss und einigen Kabinettstückchen des Gauklers Rasputin verwandelte sich die Kirche in eine Arche Noah. Denn es hatte ein Gewitter mit heftigen Regengüssen eingesetzt. Unter den in den Kirchenfen-



Durchbrochene Wände und blaue Bögen: Licht- und Videoinstallation der Theaterwissenschaftler Christian Grammel und Oliver Behnecke sowie dem Grafiker Jean-Noel Lenhardt.

stern kurzzeitig aufscheinenden himmlischen Blitzen und unter heftigem Donnern grollen holte der Manager und Gründer der europaweit größten PR-Agentur „Ketchum Pleon“, Paul J. Kohtes, den mittelalterlichen Mystiker in die harte Welt des modernen Managements. Er legte auf lockere, eindrückliche und unterhaltsame Weise dar, wie heilsam die Grundgedanken der Absichtslosigkeit und Gelassenheit Meister Eckharts in der von krank machendem Erfolgsdenken gequälten Welt modernen Managements wirken können. In der anschließenden Podiumsdiskussion mit Vertretern aus Universität, Technischer Hochschule Mittelhessen und der TransMIT wurde unter der Leitung der HR-Moderatorin Eva Deppe noch einmal deutlich, was an psychischen Deformationen in der modernen Arbeitswelt die Motivation für kreatives Arbeiten hemmt, den Krankenstand erhöht und zum allseits beklagten Burn out führt.

Zirka 120 Teilnehmer nahmen dann in der Pause unter der Anleitung des Neurowissenschaftlers und Meditationslehrers Ulrich Ott die Gelegenheit wahr, sich meditativ in Eckharts Gelassenheit einzuüben. Nach einer erneuten, eindrücklichen Präsentation zeitgenössischer Musik im Geiste Meister Eckharts durch das Ensemble Cosmedin führte Dieter Vaitl vom BION die Zuhörer in einem kurzweiligen Vortrag in die Welt der Neurowissenschaft ein. Meditation und mystische Erfahrung, das machte Vaitl deutlich, haben Auswirkungen auf die Funktionsweise des Gehirns. Naturgemäß blieb die Frage offen, ob sich Eckharts mystische Gotteserfahrung auf eine Selbstmodifikation des Gehirns reduzieren lässt. Hier, so deutete Vaitl an, besteht noch viel Forschungsbedarf. Inzwischen näherte sich die mystische Nacht der spirituellen Schallmauer – Mitternacht. Würden es einige hundert Menschen aushalten, gemeinsam etwa eine halbe Stunde zu



Fallende Mauern und weiter Himmel mit in die Ferne schwebenden Wolkenformationen: Licht- und Videoinstallation der Theaterwissenschaftler Christian Grammel und Oliver Behnecke sowie dem Grafiker Jean-Noel Lenhardt.

schweigen? Von Blaise Pascal ist das Bonmot überliefert, dass das Unglück der Menschen daher rühre, dass sie nicht in der Lage seien, auch nur eine Stunde still in einem Zimmer zu sitzen. Würden es einige hundert an Reizüberflutung gewöhnte Menschen schaffen, wenigstens eine halbe Stunde in der Kirche jene Stille auszuhalten, die für Meister Eckhart als Voraussetzung der Gotteserfahrung so wichtig ist? Im „gesammelten Schweigen“ wuchs die Zuhörerschaft zur Eckhartgemeinde zusammen. Eckharts Predigt „In hoc apparuit caritas dei in nobis“ wurde um Mitternacht von Pfarrer Stefan Kunz in die Dunkelheit der Kirche vorgetragen.

An die perlenden Worte Meister Eckharts konnte dann Beate Achtner mit ihrem Belcanto Ensemble unmittelbar anknüpfen. Im Wechsel eines Farbenspiels von Rot und Blau der Videoinstallation erklangen Kompositionen und Lieder einer ähnlich wie Meister Eckhart univer-

sal veranlagten mittelalterlichen Persönlichkeit – Hildegard von Bingen. Damit war der Bogen geschlagen zu Meister Eckharts Bedeutung für den interreligiösen Dialog. In Vertretung des erkrankten Udo Kern ging der Präsident der Meister-Eckhart-Gesellschaft, Dietmar Mieth, der Frage nach, ob man Meister Eckhart aufgrund von Analogien mystischer Erfahrungen in Buddhismus, Hinduismus und Islam als religiöse Integrationsfigur deuten kann. Auch die Vielzahl der unterschiedlichen Rezeptionsrichtungen, auf die Mieth hinwies, machte deutlich, dass Eckhart offenbar den spirituellen Kern menschlicher Existenz getroffen hatte. So ist zu erwarten, meinte der Referent, dass Eckhart noch eine weitere Karriere im interreligiösen Dialog bevorsteht.

Eckharts eigene Karriere hingegen wurde nach seinem kometenhaften Aufstieg in Wissenschaft, Orden und als Prediger gegen Ende seines Lebens von einem tragischen Absturz ver-



Spielschar des Theaterstücks: Christoph Hombergs (Papst), Prof. Franz-Josef Bäumer (Meister Eckhart), Heinrich Hofmann (Ankläger), Prof. Cora Dietl (Marguerite Porete) (von links).

dunkelt. Der Häresie verdächtig, von neidischen Ordensbrüdern angeschwärzt, appellierte er um höherer Gerechtigkeit willen an den Papst in Avignon, um von dieser höchsten Instanz der Christenheit einen Freispruch zu erwirken. Eindrucksvoll inszenierte Cora Dietl mit ihrer Theatertruppe, musikalisch unterstützt durch das Belcanto Ensemble, den Prozessverlauf Eckharts am Hof des Papstes in Avignon. Nicht nur erschien die schillernde Figur des

Papstes Johannes XXII., den Dante aufgrund seiner zahlreichen Inquisitionsprozesse und seiner gnadenlosen Abgaben- und Steuerpolitik einen „Verderber der Kirche“ nannte – er sollte am Ende seines Lebens der reichste Mann Europas werden – sondern auch eine mystische Zeitgenossin Eckharts, die mit ähnlichen Gedanken über Gott und die Seele wie Eckhart ihre religiösen Einsichten mit dem Flammentod bezahlte. Cora Dietl hatte in ihrem eigens für

die mystische Nacht geschriebenen Theaterstück, das um 2.30 Uhr seine Welturaufführung erlebte, das Schicksal dieser beiden mittelalterlichen Mystiker miteinander verknüpft. Marguerite Porete, dargestellt von Cora Dietl, fand im Jahre 1310 unmittelbar vor Eckharts zweitem Aufenthalt als Magister in Paris den Tod auf dem Scheiterhaufen. Sie hatte ähnliche Gedanken geäußert wie Meister Eckhart. Und vielleicht wurde er auch von ihrem Buch „Spiegel der einfältigen Seele“ beeinflusst. Eckharts Spuren hingegen verlieren sich im Dunkel der Geschichte.

Um ca. 3.30 Uhr endete die mystische Nacht mit Gesang und Gebet, ca. 100 Zuhörer hatten so lange ausgeharrt.

Die Anregungen der Mystischen Nacht wirken weiter, etwa im neuen Format der Night Science-Science Night, das im Februar 2012 erstmals erfolgreich in der JLU umgesetzt wurde. Und wer sich noch einmal mit den Vorträgen

beschäftigen möchte, kann sie entweder auf der Unihomepage einmal hören und sehen (www.uni-giessen.de/cms/eckhart) oder in überarbeiteter Form in der Veröffentlichung nachlesen.

Literatur:

Wolfgang Achtner, Katja Becker, Frank-Tilo Becher (Hg.): Magister, Mystiker, Manager – Eine mystische Nacht mit Meister Eckhart, GHH (Gießener Hochschulgespräche und Hochschulpredigten der ESG, Sonderausgabe), Gießen 2012, Bd. XXI.

Kontakt:

Evangelische Studierendengemeinde Gießen
Henselstraße 7
35390 Gießen
Telefon: 0641-76757
E-Mail: info@esg-giessen.de
www.esg-giessen.de



Stefan Altmann

Konzert des European Medical Students' Orchestra and Choir (EMSOC) in Gießen

Das Stadttheater Gießen war bis auf den letzten Platz gefüllt, denn auf der Bühne stand ein besonderes Ensemble: Am Sonntag, dem 7. August 2011, führten Medizinstudenten aus ganz Europa, verstärkt durch Gießener Studenten und Ärzte, das Adagio aus Gustav Mahlers 10. Sinfonie und das Deutsche Requiem von Johannes Brahms auf. Das Ensemble mit dem Namen European Medical Students' Orchestra and Choir (EMSOC) trifft sich jedes Jahr unter studentischer Verantwortung und Organisation in einer europäischen Stadt, um 10 Tage lang ein musikalisches Programm zu erarbeiten und in zwei Konzerten aufzuführen. Nachdem EMSOC in den letzten Jahren in Rom, Ljubljana und Manchester zu Gast war, konnte das Ensemble im Jahr 2011 auf Initiative einiger Gießener Studenten vom 29. Juli bis zum 8. August nach Gießen eingeladen werden.

Die Gießener Hochschulgesellschaft förderte das Projekt durch eine Ausfallbürgschaft in Höhe von 1200 Euro.

Die Teilnehmer aus über zwanzig verschiedenen Ländern wurden vom Organisationsteam am ersten Tag in der Jugendherberge empfangen. Dort wurde der Abend zum Kennenlernen und Wiedersehen genutzt: Langjährige EMSOC-Teilnehmer tauschten Neuigkeiten aus, neue Teilnehmer lernten die bisherigen kennen. Auch die Dirigenten des Ensembles, Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach mit seiner Assistentin Anna-Katherina Kalmbach, die die Einstudierung des Chores übernahm, waren anwesend. Die darauf folgenden Tage waren von Proben geprägt, es wurde aber darauf geachtet, dass der interkulturelle Austausch gelebt werden konnte. So gab es fast jeden Abend ein anderes Event: Ein Besuch der Gießener Brauerei, eine Party in einem typischen Gießener Studentenclub oder ein Tagesausflug nach Köln und vieles mehr ließen

keine Langeweile zu. Dienstagabend wurde das traditionelle International Dinner veranstaltet, bei dem die Teilnehmer kulinarische Höhepunkte ihrer Heimat zubereiten und den anderen vorstellen konnten. Die ZAUG gGmbH stellte hierzu Küchen und Räumlichkeiten samt allem Zubehör entgeltfrei zur Verfügung. Die Konzerte am 6. August in Frankfurt und am Tag darauf im Gießener Stadttheater stellten den Höhepunkt der Woche dar und waren der Lohn für die intensive Probenarbeit der vergangenen Tage.

Die Organisation von EMSOC 2011 stellte natürlich eine Herausforderung für die Gastgeber dar. Das Organisationsteam (Stefan Altmann, Julia Dittmer, Johanna Diebel, Alexander Indermark, Hannah Kreuzer und Falk Schumacher – die meisten von ihnen Studenten des Fachbereichs Humanmedizin der JLU und Mitglieder des Universitätsorchesters Gießen) hatte das Projekt ein Jahr lang vorbereitet. Eine besonders große Hürde stellte hierbei der finanzielle Aufwand dar. Während anfangs Schwierigkeiten bestanden, die finanziellen Mittel bereitzustellen, zeigten sich neben der Gießener Hochschulgesellschaft verschiedene Einrichtungen wie die Volksbank Mittelhessen, Universitätsklinikum Gießen und Marburg GmbH und Unternehmen der Pharma-Branche, wie Boehringer Ingelheim GmbH, aber auch einige private Spender von ihrer großzügigen Seite. Ausdrücklich sei an dieser Stelle auch dem Fachbereich Medizin der JLU Gießen und dessen Studiendekan, Herrn Prof. Dr. Kreuder, sowie Herrn Dr. Richard Wagner aus dem Dekanat Medizin, für die großzügige Unterstützung gedankt.

Die JLU unterstützte EMSOC 2011 von Beginn an; als Schirmherren konnten der Präsident, Herr Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, und Herr Prof. Dr. Chakraborty gewonnen werden, die



neben der finanziellen Hilfe auch einige Unterstützungsschreiben bereit stellten. Gedankt sei auch Frau Heike Siebert, persönliche Referentin des Präsidenten. Die JLU stellte zudem für die Probenarbeit zahlreiche Räume zur Verfügung, das Universitätsorchester gab Notenmaterial und Instrumente dazu.

Die Resonanz auf EMSOC 2011 war sehr positiv. Die Stimmung unter den Teilnehmern war sehr gelöst und freundschaftlich, so dass sehr viele internationale Freundschaften entstehen und die Teilnehmer von Gießen und der JLU ein positives Bild mit nach Hause nehmen konnten. Auch die musikalische Leistung konnte überzeugen, wie die Reaktionen des Publikums im ausverkauften Stadttheater und verschiedene Zeitungskritiken zeigten. Noch Wochen nach dem Ende des Projekts erreichten die Organisa-

toren Schreiben von Teilnehmern und auch anderen, um sich für das Projekt zu bedanken.

Der Ausblick auf die kommenden Vorhaben stimmt positiv: EMSOC 2012 wird in Kroatien stattfinden, für 2013 ist Malta geplant. Es bleibt zu hoffen, dass EMSOC dort ein ebenso einzigartiges und erfolgreiches Ereignis wird, wie es in Gießen dieses Jahr der Fall gewesen ist und sich noch mehr musikalische Mediziner begeistern lassen.

Kontakt:

Stefan Altmann

Bleichstraße 42

35390 Gießen

Telefon: 0177 7363822 oder 0641 1317265

stf.altmann@googlemail.com

www.emsocinfo.uniri.hr

Julian Mühlbauer

Ein „weißer Fleck“ in Europa?

Belarus'-Forschung an der Justus-Liebig-Universität

Weißrussland – das Land zwischen Polen und Russland, zwischen Litauen und der Ukraine – spielte und spielt in den mental maps europäischer Wahrnehmung eine untergeordnete Rolle. Die seit 1991 unabhängige Republik Belarus' schafft es, abgesehen von der Eishockey-Weltmeisterschaft, allenfalls im Zuge der dortigen Präsidentschaftswahlen in die westliche Berichterstattung und mediale Aufmerksamkeit. Dieses Desinteresse an dem kleinen Staat in gar nicht so weiter Entfernung spiegelt sich auch in der deutschen Forschungslandschaft wider. Das ist schon daran ersichtlich, dass weitgehende Unklarheit darüber herrscht, wie Land und Leute eigentlich wissenschaftlich und politisch korrekt zu bezeichnen sind. So haben die Begriffe „belorussisch“, „weißrussisch“, „belarusisch“, „belarussisch“ und „weißruthenisch“ ohne hinreichende Differenzierung Eingang in den Sprachgebrauch gefunden.

Mit der Berufung von Prof. Dr. Thomas Bohn auf den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte mit dem Schwerpunkt Russisches Reich und Sowjetunion 2009 ging eine Hinwendung zur Geschichte und Kultur des unbekanntenen Weißrusslands an der Justus-Liebig-Universität Gießen einher.

Am Lehrstuhl entstanden und entstehen seitdem mehrere Dissertationen zur weißrussischen Geschichte, die ein breites Themenfeld abdecken. Rayk Einax nahm in seiner soeben abgeschlossenen Dissertation die 1950er Jahre und die Phase der „Entstalinisierung“ in der Belorussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) in den Blick. Sein Plädoyer besteht darin, den unscharfen Begriff der „Entstalinisierung“ nicht nur auf das kulturelle „Taufwetter“ und das Ende stalinistischer Gewalt zu beziehen, sondern darüber hinaus auch die sozialen und ökonomischen Umbrüche der 1950/60er Jahre einzubeziehen. Julian Mühlbauer unter-



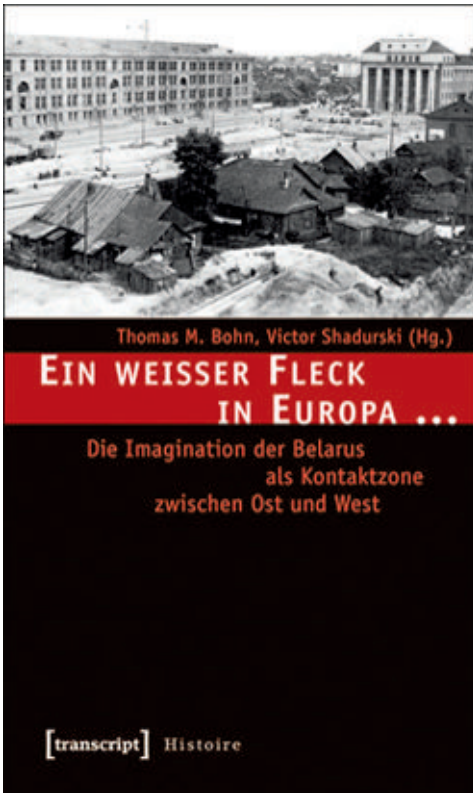
Emblem der Belarussischen Staatlichen Universität, Minsk

sucht anhand von Eingaben und Beschwerden der belarussischen Bürger die Kommunikationsmechanismen und Konflikte der „Ära Brežnev“. Das Dissertationsprojekt fragt dabei nach den Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher und politischer Partizipation in der BSSR. Am Institut für Slawistik

nimmt Natallia Savitskaya eine sprachwissenschaftliche Perspektive ein und versucht, die belarussische Sprache zwischen Sprachbewahrung und Pragmatismus zu verorten. Im Ergebnis soll eine diskursanalytische Untersuchung der Sprachattitüden in metasprachlichen belarussischen Online-Diskussionen entstehen.

Einblicke in die neuere historische Forschung in Belarus bieten die Vorträge belarussischer Wissenschaftler im Oberseminar Osteuropäische Geschichte. So war im Wintersemester 2011/12 beispielsweise der Minsker Historiker Zachar Šybeka zu Gast, der die Kulturgeschichte der mittelalterlichen Kleinstädte auf dem heutigen Gebiet Weißrusslands aus der Vergessenheit holte.

Unter Beteiligung von Prof. Bohn und der Justus-Liebig-Universität wurde erst kürzlich das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Projekt „Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl“ zum Abschluss gebracht. Es untersuchte die Katastrophenfolgen des GAUs im ukrainischen AKW Tschernobyl und setzte dabei Belarus, die Ukraine, Russland, Litauen und Deutschland in Beziehung. Aliaksandr Dalhouski verfasste in Gießen seine Dissertation



über „Die Wahrnehmung der Tschernobyl-Katastrophe in Eingaben in Belarus“, in welcher er die Rolle von Eingaben in der weißrussischen Sozialpolitik zu bestimmen suchte. Seine zentrale These lautet, dass der sowjetische Staat in Form eines Gesellschaftsvertrages die Auswirkungen der Reaktorkatastrophe zu unterminieren suchte. Ökonomische Anreize und Konsumvorteile sollten die Bürger von aktivem Protest abhalten – was nur zeitweise gelang. Im Juni 2011 konnte mit Erfolg die Ausstellung „25 Jahre nach Tschernobyl. Menschen – Orte – Solidarität“ im Literarischen Zentrum gezeigt werden, wobei das Rahmenprogramm mit Zeitzeugen aus den kontaminierten Gebieten, einer Lesung von Gudrun Pausewang aus ihrem Buch „Die Wolke“ und einer abschließenden Podiumsdiskussion auf reges Interesse bei Publikum und Presse stieß. Den vorläufigen Höhepunkt fand die Belarus'-Forschung im Dezember 2011 mit der Unter-

zeichnung eines Kooperationsabkommens zwischen der Belarusischen Staatlichen Universität (BGU) in Minsk und der Justus-Liebig-Universität Gießen. Aus einer Kooperationsveranstaltung der beiden Universitäten ist unlängst der Essayband „Ein weißer Fleck in Europa ... Die Imagination der Belarus als eine Kontaktzone zwischen Ost und West“ (herausgegeben von Thomas M. Bohn und dem Minsker Professor Viktor Šadurski) hervorgegangen. Ein weiterer Sammelband ist in Planung. Die Weißrussland-Forschung in Gießen ist zudem im Begriff, sich zu verstetigen. Die Justus-Liebig-Universität ist Ausgangspunkt einer einzigartigen Initiative, die in der Vernetzung von Nachwuchswissenschaftlern aus dem deutschsprachigen Raum besteht, die zu und über Belarus forschen. Unter dem Titel „Ruthenien – Belarus – Weißrussland? Von der begrifflichen Vielfalt zum Konzept einer transnationalen Geschichtsregion“ will das Netzwerk grundlegende Fragen zur Geschichte und Kultur Weißrusslands beantworten, den fünfzehn beteiligten Wissenschaftlern unterschiedlicher Geistes- und Sozialwissenschaften ein Forum bieten und die Internationalisierung der Forschung auf diesem Gebiet vorantreiben. Bereits im November 2010 traf sich die Arbeitsgruppe zu einem ersten Workshop in Gießen, der dem Austausch über die Forschungsprojekte der Teilnehmenden diente. Hier wurde deutlich, dass das „Phänomen Belarus“ ohne eine Verknüpfung der Geschichtswissenschaften mit Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften nicht ergründet werden kann. Mit einem zweiten Workshop wurde das Vorhaben im November 2011 weiterentwickelt. Unter Leitung von Thomas Bohn und Rayk Einax wurde den Fragen nachgegangen, was die Belarus' (im Weißrussischen ist der Name weiblichen Geschlechts) eigentlich ist und wie eine belarussische Geschichte geschrieben werden kann. Schließlich handelt es sich hierbei um eine Region, die den größten Teil ihrer Geschichte Bestandteil von Vielvölkerreichen und Imperien war und erst auf eine sehr kurze Periode nationalstaatlicher Eigenentwicklung zurückblicken kann. Daraus ergaben sich zu Sowjetzeiten ebenso, wie in der heutigen Re-

publik Belarus' stets konkurrierende Deutungen der offiziellen und „nichtoffiziellen“ Historiographie. Ungeklärt ist beispielweise, wo der Ursprung belarussischer Geschichte gesehen werden kann. Die Tagung am 24. und 25. November 2011 konnte sich großzügiger Unterstützung durch die Gießener Hochschulgesellschaft, das Gießener Zentrum Östliches Europa und das Herder-Institut in Marburg erfreuen. Der erste Teil der Veranstaltung widmete sich der Präsentation und Diskussion neuerer Forschungsvorhaben mit Belarus'-Bezug. Dimitri Romanowski (Bochum), Melanie Arndt (Potsdam) und Felix Ackermann (Vilnius) skizzierten ihre aktuellen Projekte. Als Gastreferenten konnten zwei belarussische Historiker gewonnen werden, die nicht der offiziellen Geschichtsschreibung anhängen: Der Frühneuzeithistoriker Henadz' Sahanovič (Vilnius/Minsk) und der Stadtgeschichtler und Urbanisierungsforscher Zachar Šybeka (Minsk). Letzterer eröffnete eine kontrovers diskutierte Sichtweise auf die Geschichte der heutigen Republik Belarus' im 19. Jahrhundert und die kulturelle und nationale Identität der Belarussen. Henadz' Sahanovič begab sich auf die Suche nach Spuren der Belarussen im Großfürstentum Litauen. Darius Staliūnas (Vilnius) skizzierte die Entwicklung der weißrussischen Nationalbewegung und bekräftigte in seinem Kommentar, dass die belarussische Geschichte in erster Linie von belarussischen Historikern ge-

schrieben werden müsse. Als zentral bezeichnete er jedoch die Frage, ob sich diese als Historiker oder als Politiker verstünden. Karsten Brüggemann (Tallinn) wies darauf hin, dass ausgehend von den heutigen territorialen Grenzen der Republik Belarus' eine Geschichte Weißrusslands nicht zu schreiben sei – bis 1918 existierte schlicht kein weißrussischer Staat. Hans-Jürgen Bömelburg (Gießen) und Mathias Niendorf (Greifswald) halfen, die Kontroversen um die belarussische Geschichte in den Forschungsstand einzuordnen und schlugen mögliche Zugänge zu einer zeitgemäßen Weißrussland-Forschung vor.

Die Erkenntnisse der beiden Workshops, das Gießener Zentrum Östliches Europa, die Unterstützung durch Präsidium und Hochschulgesellschaft und der Abschluss einer Kooperationsvereinbarung mit der Staatlichen Universität in Minsk bieten beste Voraussetzungen für eine weitere Stärkung des „Belarus'-Schwerpunkts“ am Standort Gießen.

Kontakt:

Julian Mühlbauer
Justus-Liebig-Universität Gießen
Historisches Institut
Osteuropäische Geschichte
E-Mail:
julian.muehlbauer@geschichte.uni-giessen.de



Karin Nys, Matthias Recke

Gießener Archäologen graben wieder auf Zypern

Bericht über die Ausgrabungen in Hala Sultan Tekke

Die Gießener Archäologie ist seit langer Zeit eng mit Zypern verbunden. Ferdinand Dümmler, der von 1887–1890 in Gießen lehrte, hat auf der Insel geforscht und mehrere kleine Ausgrabungen unternommen; Hans-Günter Buchholz leitete zwischen 1970 und 1981 die deutsche Zypern-Expedition und führte mit Gießener Studenten Ausgrabungen in Tamassos durch. Die Feldforschungen von Wolfram Martini, der mit einem Gießener Team zwischen 1994 und 2008 im pamphyliischen Perge ausgrub, konnten enge Kontakte der kleinasiatischen Südküste mit Zypern während der frühen Eisenzeit belegen. Diese langjährige Tradition wird nunmehr mit einer neuen Ausgrabung der Gießener Archäologie am Salzsee von Larnaka fortgesetzt.

Dank der großzügigen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft und der Maria und Dr. Ernst Rink-Stiftung konnte im Frühjahr 2011 in enger Kooperation mit dem Archäologischen Institut der *Vrije Universiteit Brussel* unter Leitung von Karin Nys eine dreiwöchige Lehrgrabung in Hala Sultan Tekke stattfinden. Das amerikanische Forschungsinstitut CAARI in Nikosia (*Cyprus American Archaeological Research Institute*) bot hierfür nicht nur Quartier, sondern auch die Möglichkeit, seine ausgezeichnete Bibliothek zu nutzen. Der zyprische Antikendienst, dem auch für die Gewährung der Grabungserlaubnis herzlich zu danken ist, unterstützte die Lehrgrabung nach Kräften und übernahm die notwendigen Konservierungs- und Sicherungsarbeiten.

Der Grabungsplatz liegt unmittelbar bei der zyprischen Stadt Larnaka an der Südküste der Insel. Hier, an den Ufern eines großen Salzsees, starb im Jahre 647 der Überlieferung nach die Amme des Propheten Mohammed. Ihr Grab entwickelte sich im Lauf der Zeit zu einem beliebten Wallfahrtsort und gilt bis heute als bedeutendes islamisches Heiligtum.

Die Grablage wird von einem gewaltigen Steinblock überdeckt, der in 5 Metern Höhe auf zwei Steinplatten aufliegt. Dieses an ein überdimensionales Tor erinnernde Monument gehört wohl ursprünglich zu einer antiken phönizischen Kultstätte. In unmittelbarer Nachbarschaft dazu liegt, unter weiten Getreidefeldern verborgen, eine weitläufige Siedlung der Spätbronzezeit. Obwohl der Platz seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bekannt ist, konnte er bislang nur ausschnittartig erforscht werden. Die bisherigen Untersuchungen weisen ihn als bedeutende Hafenstadt aus, die ausgedehnte internationale Kontakte nach Ägypten, in die Levante, zu den Hethitern und den mykenischen Griechen unterhielt. Mit rund 2,5 Hektar Grundfläche handelt es sich um die größte Siedlung der Spätbronzezeit auf Zypern. Da sie nicht neuzeitlich überbaut wurde, hat sie eine enorme wissenschaftliche Bedeutung und birgt auch für künftige Forschungen ein enormes Potential.

Bereits Anfang der 1970er Jahre begann der schwedische Archäologe Paul Åström von der Universität Göteborg hier mit großflächigen Ausgrabungen. Sie konzentrierten sich auf zwei Hügelkuppen inmitten des ausgedehnten Siedlungsareals und wurden bis zu Åströms Tod 2008 fast jährlich durchgeführt. Seither leitet Karin Nys von der *Vrije Universiteit Brussel* die Grabungen.

Obwohl die schwedischen Ausgrabungen nur einen sehr kleinen Teil der ursprünglichen Siedlungsfläche systematisch untersucht und freigelegt haben, besitzen wir heute ein relativ genaues Bild der antiken Stadt. Sie wird naturräumlich im Norden und Osten durch den Salzsee begrenzt, und im Westen und Süden durch markante Geländedeformationen gerahmt. Eine Stadtmauer konnte bislang nicht nachgewiesen werden. Die ältesten Funde stammen vom



Abb 1: Diese Statuette eines Stieres gehört zu den wenigen figürlichen Kalksteinfiguren, die bislang aus dem bronzezeitlichen Zypem bekannt sind.

Übergang der mittleren zur späten Bronzezeit (um 1600 vor Christus); ihren Höhepunkt erlebte die Stadt nach Aussage der Funde vor allem während des 13. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vor Christus. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde sie aus bislang noch nicht ganz geklärten Gründen aufgegeben. Möglicherweise ist die allmähliche Versandung des Hafens, der heute als Salzsee unterhalb des Meeresspiegels liegt, ein Grund für die Aufgabe der Siedlung.

Die bislang durch Grabungen erschlossenen Areale sind durch ein annähernd rechtwinklig angelegtes Straßensystem gekennzeichnet und weisen in der architektonischen Bebauung entlang der Straßen urbanen Zuschnitt auf: Die Häuser stehen nicht isoliert voneinander, sondern besitzen durchgehend gemeinsame Außenwände. Dies spricht für eine übergeordnete Bauplanung und setzt eine regulative Instanz

voraus. Bislang ist über die Organisation und die Struktur des Gemeinwesens jedoch nur wenig bekannt, da kaum schriftliche Zeugnisse gefunden wurden.

Ziel der 2011 unter Leitung von Matthias Recke begonnenen Lehrgrabung war die Klärung der Baugeschichte eines Gebäudes, das bereits 1980 in den Grundzügen freigelegt worden war. Dies sollte durch eine genaue Bauanalyse und durch Nachgrabungen in Form von Sondagen geschehen. Im Rahmen der Grabung wurde den Teilnehmern – neben Bachelor-Studenten aus Gießen auch solche aus Marburg und Brüssel – Grundlagen archäologischer Feldarbeit vermittelt. Diese umfasste neben Reinigungs- und Freilegungsarbeiten auch die Anlage von Schnitten und Plana sowie die begleitende Vermessung und Dokumentation. Größten Wert wurde auch auf die gemeinsame ausführliche Diskussion der Befunde (wie etwa

Erdverfärbungen, Baufugen und Reparaturmaßnahmen) gelegt, da das Verständnis von technisch-analytischem Sehen nur vor Ort vermittelt werden kann. (Eine schöne Frucht dieser Bemühungen ist die inzwischen erfolgreich abgeschlossene BA-Arbeit zu den verschiedenen vor Ort angewandten Mauerbautechniken eines der Teilnehmer der Lehrgrabung.) Als wissenschaftliche Erkenntnis der Ausgrabung kann nun die komplexe Baugeschichte des untersuchten Gebäudes zuverlässig rekonstruiert werden: Es wurde in der Art eines vor allem in der Levante gebräuchlichen Haustyps mit zentralem Innenhof an ein bereits bestehendes Haus angebaut, dessen massive Außenwand es nutzte. Mehrere Umbauphasen lassen sich feststellen, die zum Teil durch Erdbeben notwendig wurden, zum Teil aber auch reine Erweiterungsmaßnahmen darstellten.

So wurde auf der Rückseite des Hauses zunächst ein weiterer Raum angebaut, der später dann in einer weiteren Nutzungsphase als Korridor zu dem angrenzenden Haus umfunktioniert wurde und der dessen Zimmer an das Hofhaus anschloss. Zur Wasserversorgung diente ein Tiefbrunnen, der aber nur kurz in Benutzung war. Als Ersatz wurde eine Zisterne angelegt, in die auch das von den Flachdächern zum Hof abgeleitete Regenwasser eingespeist wurde. Die verschiedenen Bauphasen lassen sich zum Teil durch die gefundene Keramik datieren, jedoch ist hier die Auswertung noch nicht abgeschlossen. Aufgrund des Siedlungscharakters



Abb. 2: Das genaue Vermessen der ausgegrabenen Architektur gehört mit zu den Fähigkeiten, die auf der Lehrgrabung vermittelt werden.

sind die Funde, namentlich Bruchstücke von Ess- und Trinkgeschirr sowie Fragmente von Vorratsgefäßen, stark zerscherbt. Für die studentischen Teilnehmer war es daher sehr lehrreich, die Erkenntnisse aus einem im Vorfeld abgehaltenem Keramik-Workshop in Gießen auf die Situation der Ausgrabung zu übertragen. Hilfreich war dabei auch, dass die archäologische Spezialbibliothek des amerikanischen Forschungsinstituts CAARI zur Konsultation zur Verfügung stand. Vollständige Exemplare entsprechender Keramikgefäße konnten in verschiedenen Museen Zyperns betrachtet werden, zu denen Ausflüge an den Wochenenden führten. Ein Blick hinter



Abb. 3: Mit sorgfältig dokumentierten Sondagen im Fundamentbereich der Hausmauern wurden Fragen zu ihrer Entstehungszeit geklärt.

die Kulissen bot den Studierenden auch das Depot des District-Museums von Larnaka, in das die Funde der Grabung verbracht wurden. Zahlreiche Gäste besuchten die Lehrgrabung, ließen sich führen und sorgten für anregende Diskussionen. Darunter waren neben Archäologen des Amerikanischen Instituts auch Teilnehmer einer Studienreise aus Marburg und einer weiteren aus Sydney, eine Gruppe belgischer Lehrer sowie der belgische Botschafter. Da die Ergebnisse der Grabungskampagne 2011 sowohl in pädagogischer als auch in wissenschaftlicher Hinsicht so überaus erfolgreich waren, und der Grabungsplatz das Potential für weitere Forschungen birgt, wird das Projekt 2012 fortgesetzt werden. In Kooperation mit

dem Cyprus Institute Nikosia soll sich dann auch eine Kampagne zur digitalen Vermessung und 3D-Dokumentation anschließen.

Kontakt:

Dr. Matthias Recke
Kustos der Gießener Antikensammlung
Institut für Altertumswissenschaften –
Klassische Archäologie
Justus-Liebig-Universität
Otto-Behaghel-Straße 10 D
35394 Gießen
Tel: 0641-99-28051/-28053, Fax: -28059
E-Mail:
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de



Matthias Recke

Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat

Bericht über die Restaurierungsarbeiten in der Gießener Münzsammlung

Bereits seit über dreihundert Jahren besitzt die Universität Gießen eine wertvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen. Erstmals im Jahr 1701 erwähnt, bildet sie den ältesten Zweig der Gießener Antikensammlung. Der rund 500 Münzen umfassende Grundstock wurde dann vor allem von Johann Valentin Adrian systematisch ergänzt und zwischen 1838 und 1864 durch Ankäufe aus bedeutenden internationalen Sammlungen auf 3710 Münzen erweitert. Dieser historische Bestand lässt sich bis heute fassen und bietet so ein originäres und unverfälschtes Abbild einer um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Kollektion. Heute vereinigt die Münzsammlung der Universität Gießen über 4000 Objekte, darunter zahlreiche zum Teil sehr qualitativvolle, seltene und interessante Stücke. Sie bietet eine exemplarische Übersicht über die gesamte antike Geldgeschichte, sowohl in geographischer als auch in chronologischer Hinsicht. Wissenschaftliche Bedeutung besitzt die Sammlung aber nicht nur wegen ihrer Breite, sondern auch wegen ihrer Schwerpunkte. Dazu zählen Prägungen aus Unteritalien (namentlich Tarent) und Sizilien, aus dem vorrömischen Hispanien, Kleinasien (v.a. Karien) sowie zahlreiche ausgesuchte gute, scharf geprägte Denare der römischen Republik. Ein weiterer Schwerpunkt umfasst Münzen der Soldatenkaiser des 3. Jahrhunderts n. Chr. und Großbronzen aus dem kaiserzeitlichen Alexandria.

Trotz der langen Geschichte der Gießener Münzsammlung und der Bedeutung der vielen wichtigen Materialkomplexe liegt bislang nur ein schmaler Auswahlkatalog vor. Die Sammlung muss deshalb als unpubliziert gelten, was weitreichende Folgen hat: Obwohl die numismatische Forschung weltweit eng vernetzt ist, sind die Gießener Bestände bislang nicht in einschlägigen Corpora aufgenommen worden

und werden auch in thematischen Arbeiten nicht berücksichtigt. In interessierten Kreisen ist zwar bekannt, dass es eine Münzsammlung an unserer Universität gibt, für die Forschung und für die Öffentlichkeit ist sie aber nicht existent. Spezifische Anfragen von Fachwissenschaftlern aus aller Welt treffen immer wieder ein, können aber aufgrund der bislang unzureichenden Aufarbeitung der Bestände nicht hinreichend beantwortet werden.

Aus diesem Grund stellt die geplante Erschließung und Veröffentlichung der Sammlung ein Desiderat dar, um die Gießener Sammlung auch international nutzbar zu machen. Ihre Dokumentation und Erschließung ist aber nicht nur für die Forschung, sondern auch für die universitäre Lehre und für die interessierte Öffentlichkeit von beträchtlichem Interesse. Erst auf dieser Grundlage können die Münzen systematisch in Lehrveranstaltungen, Führungen, Präsentationen und Ausstellungen einbezogen werden.

Eine gedruckte Publikation der umfangreichen Bestände, etwa in Form eines Corpusbandes, wäre nicht nur sehr kostenintensiv, sondern böte darüber hinaus auch keine Möglichkeit, neue Forschungsergebnisse einzuarbeiten. Deshalb ist eine sukzessive Online-Veröffentlichung geplant. Auf die besonderen Belange einer Universitätssammlung abgestimmt soll das Material in Form einer allgemein zugänglichen, ständig aktualisierbaren Datenbank vorgelegt werden. Diese Datenbank wird in wissenschaftliche Bilddatenbanken wie „Prometheus“ und „Europeana“ eingebunden. Das Material steht damit für die Forschung bereit, kann aber auch von anderen Zielgruppen wie Schulklassen oder Besuchern des Museums genutzt werden. Dazu müssen die Münzen beschrieben, vermessen und nach den international gültigen Standards der numismatischen Forschung be-



Abb. 1: Die um 310 v. Chr. von der Stadt Syrakus auf Sizilien geprägte, prachtvoll gestaltete Münze mit dem Bild der Nymphe Arethusa gehört zu den Glanzstücken der Gießener Münzsammlung.

stimmt werden. Das Vorhaben ist als Pilotprojekt geplant, auf dem aufbauend auch der Rest der Sammlung wissenschaftlich erschlossen und veröffentlicht werden soll. Ein Projektantrag im Rahmen des Förderprogramms „Erschließung und Digitalisierung von objektbezogenen wissenschaftlichen Sammlungen“ liegt der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Begutachtung vor.

Für die geplante Erschließung des Komplexes war zunächst eine gründliche restauratorische und konservatorische Behandlung der Münzsammlung notwendig. Dies war nicht nur aus Gründen der Bestandserhaltung erforderlich, sondern bildete auch die Voraussetzung für die Erstellung aussagekräftiger und qualitativvoller photographischer Aufnahmen, die in die Datenbank eingespeist werden sollen und die Grundlage numismatischer Analysen bilden. Dank der großzügigen Unterstützung durch die Gießener Hochschulgesellschaft und durch eine weitere finanzielle Förderung des Projekts seitens des Präsidenten der JLU konnte

dieses ehrgeizige Projekt im Jahr 2011 in Angriff genommen werden. Die umfangreichen Maßnahmen sind nunmehr für einen großen Teil der Sammlung abgeschlossen. Sie wurden von der Diplom-Restauratorin Birgit Schwahn durchgeführt, die bereits seit einigen Jahren Aufträge für die Antikensammlung ausführt. Sie hat zum Beispiel die rund 350 antiken Münzen, die bislang in der Dauerausstellung der Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus zu sehen waren, von ihren Trägerplatten aus Acrylglas gelöst, und ausgewählte Münzen aus dem Panzerschrank, in dem der Rest der Sammlung aufbewahrt wird, behandelt.

Dies betraf vor allem Prägnungen aus Silber, bei denen sich im Laufe der Jahr(hundert)e eine dunkle Anlaufschicht aus Silbersulfid gebildet hat. Bei Münzen aus stark kupferhaltigen Silberlegierungen bzw. versilberten Kupferlegierungen waren darüber hinaus grünliche Kupferkorrosionsschichten zu beobachten, die aufgrund des unterschiedlich starken Zutritts atmosphärischer Korrosion ein uneinheitliches Erscheinungsbild der Oberflächen bewirkten. Alle Münzen wurden mit einer Lösung des nichtionischen Tensids Triton X-100 in destilliertem Wasser und mit einer Ziegenhaarbürste gereinigt. Die dunklen Silbersulfidschichten wurden mit einer Paste aus Champagnerkreide (CaCO_3) und destilliertem Wasser beseitigt, während die Kupferkorrosionsschichten mit einem Komplexbildner aus Ethylendiamintetraessigsäure-di-Natriumsalz behandelt und entfernt wurde. Für die zukünftige Aufbewahrung wurden Maßnahmen der präventiven Konservierung erarbeitet. Sie zielen im Wesentlichen auf verbesserte Aufbewahrungs- und Ausstellungsbedingungen ab, um einer er-



Abb. 2: In den hellen, lichtdurchfluteten Räumen des Museums im Spital Grünberg wurden die frisch gereinigten Münzen effektiv inszeniert.
Foto: Matthias Recke

neuten Ausbildung von Korrosionsschichten auf den Münzoberflächen bestmöglich entgegen zu wirken.

Die Ergebnisse dieser Restaurierungs- und Konservierungsmaßnahmen sind beeindruckend und überaus sehenswert. Dieser Umstand sollte gebührend gewürdigt werden, und so wurden die frisch restaurierten Münzen am 23. September 2011 erstmals wieder der Öffentlichkeit präsentiert. Dies geschah in Form einer Sonderausstellung im „Museum im Spital“ Grünberg. Hier, in der Geburtsstadt Friedrich Gottlieb Welckers, des Gründungsvaters der Klassischen Archäologie an der Universität Gießen, veranstaltete die Antikensammlung nunmehr bereits zum dritten Mal eine Sonderausstellung, die eigens für das Grünberger Museum konzipiert worden war. Bis zum 15. Januar 2012 waren unter dem Titel „Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat“ rund 100 Münzen zu sehen, davon dreißig auch in brillanten, großformatigen Photos, die jedes Detail erkennen lassen. Ziel der Ausstellung war es, antike Münzen nicht nur unter wirtschaftsgeschichtlichen und historischen Aspekten zu betrachten, sondern sie als originale Kunstwerke ihrer Zeit zu würdigen. Auf wenigen Quadratzentimetern haben die Stempelschneider Meisterwerke geschaffen, die sich dem normalen Besucher eines Museums in der Regel aufgrund ihrer geringen Größe selbst mit einer Lupe nicht erschließen. Als Besonderheit wurden die originalen Münzen unter dasselbe Passepartout gesetzt wie die gerahmten Photos, so dass den Besuchern ein direkter Vergleich möglich war. Gerade im Vergleich zu den heutigen Münzen erstaunten die ungeheuer Plastizität und das Volumen, das die nur Bruchteile von Millimetern tiefen Reliefs erzeugen. Tausend Jahre Münzkunst waren durch herausragende Exemplare vertreten, die vom 6. Jahrhundert vor Christus bis zum 4. Jahrhundert nach Christus reichten. Ergänzend

hierzu wurden in einer „Kleinen Münzkunde“ Fachbegriffe anhand von Originalmünzen erläutert. Die Ausstellung wurde vom Kustoden der Antikensammlung, Dr. Matthias Recke, in Zusammenarbeit mit Dr. des. Philipp Kobusch konzipiert und von BA-Absolventen und Doktoranden der Klassischen Archäologie realisiert. Neben regelmäßig angebotenen Führungen, die ebenfalls von Gießener Studierenden durchgeführt wurden, begleitete die Ausstellung ein abwechslungsreiches museumsdidaktisches Programm, das sich an Kinder und Jugendliche richtete. Zur Ausstellung erschien ein reich illustrierter Begleitband, der im Museum im Spital Grünberg und am Institut für Altertumswissenschaften der JLU erworben werden kann. Wie die zahlreichen positiven Reaktionen der Besucher und das rege Presseecho zeigen, stößt die „Bare Kunst“ aus der Gießener Münzsammlung auf großes Interesse weit über Universitätskreise hinaus.

Literatur:

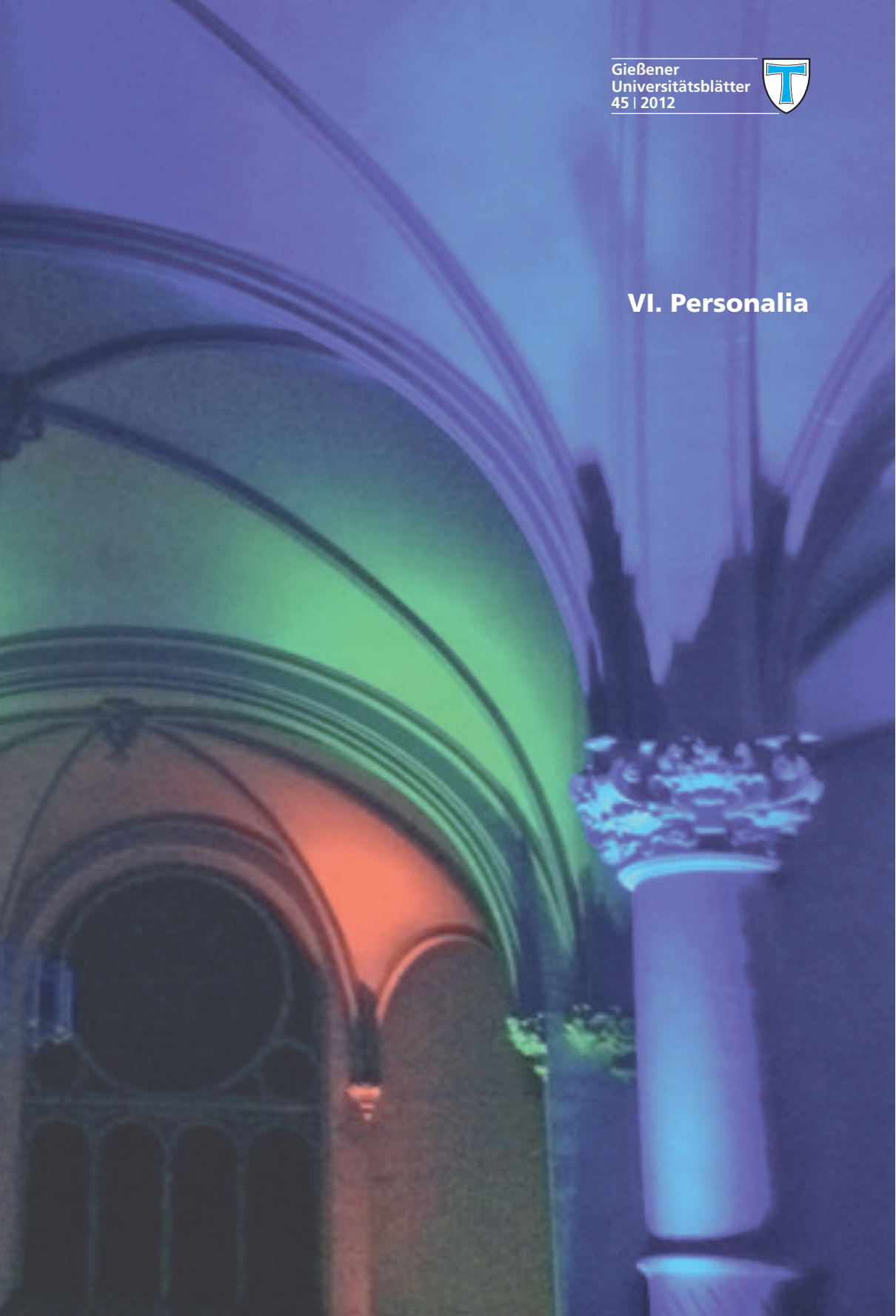
Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat. Griechische und Römische Münzen der Gießener Antikensammlung (Bilderhefte der Gießener Antikensammlung Nr. 3), hrsg. von Matthias Recke und Philipp Kobusch, Inst. für Altertumswiss. und Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität, Gießen 2011.

Kontakt:

Dr. Matthias Recke
Kustos der Gießener Antikensammlung
Institut für Altertumswissenschaften –
Klassische Archäologie
Justus-Liebig-Universität
Otto-Behaghel-Straße 10 D
35394 Gießen
Telefon: 0641-99-28051/-28053, Fax: -28059
E-Mail:
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de



VI. Personalia



Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Öffentliches Recht:
Prof. Dr. iur. *Philipp Dann*, vorher Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg.

W2-Professur für Europarecht und Transformationsforschung:

Prof. Dr. iur. *Mahulena Hofmann*, vorher Wissenschaftliche Referentin am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Heidelberg, und Vertreterin einer Professur an der Universität Gießen.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Kulturosoziologie mit dem Schwerpunkt Transformation von Kulturen:

PD Dr. phil. *Jörn Ahrens*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Gießen.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt Neutestamentliche Exegese:

PD Dr. theol. *Karl Matthias Schmidt*, vorher Oberassistent am Department für biblische Studien an der Universität Freiburg (Schweiz).

Sprache, Literatur, Kultur

W2-Professur für Moderne Englische Sprachwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Claudia Lange*, früherer Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Dresden.

W3-Professur für Didaktik der englischen Sprache:

Prof. Dr. phil. *Jürgen Kurtz*, vorher Professor an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe.

Psychologie und Sportwissenschaft

W3-Professur für Arbeits- und Organisationspsychologie:

Ute-Christine Klehe, Ph.D., vorher Assoc. Professorin an der Universiteit van Amsterdam.

W2-Professur für Pädagogische Psychologie:

Prof. Dr. phil. *Martin Kersting*, vorher Professor an der Fachhochschule des Bundes in Münster.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W2-Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Theoretische Kern- und Hadronenphysik:

Prof. Dr. rer. nat. *Christian Fischer*, vorher Juniorprofessor an der Technischen Universität Darmstadt.

W2-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Algebra:

Dr. *Ralf Gramlich*, vorher Heisenberg-Stipendiat an der Technischen Universität Darmstadt.

W3-Professur für Angewandte Physik mit dem Schwerpunkt Funktionsmaterialien:

PD *André Schirmeisen*, Ph.D., vorher Akademischer Rat an der Universität Münster.

W2-Professur für Physische Geographie mit dem Schwerpunkt Geomorphologie/Naturgefahren:

PD Dr. rer. nat. *Martin Fuchs*, vorher Akademischer Ober- rat an der Universität Bayreuth.

Agrarwissenschaft, Ökotropologie und Umweltmanagement

W1-Professur für Landwirtschaftliche Produktionsökonomik:

Dr. sc. agr. *Joachim Aurbacher*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hohenheim.

Veterinärmedizin

W2-Professur für Molekulare Pharmakologie und Pharmakogenetik:

Dr. oec. troph. *Joachim Geyer*, vorher Juniorprofessor an der JLU.

W3-Professur für Parasitologie und parasitäre Krankheiten:

Dr. med. vet. *Anja Taubert*, vorher Visiting Scientist am Royal Veterinary College London.

Medizin

W3-Professur für Physiologie:

Prof. Dr. med. *Rainer Schulz*, vorher Universitätsprofessor an der Universität Duisburg-Essen.

W2-Kerckhoff-Stiftungsprofessor Internistische Rheumatologie, Osteologie und Physikalische Medizin:

Prof. Dr. med. *Uwe Lange*, vorher Leitender Oberarzt der Abteilung Rheumatologie, Klinische Immunologie der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim.

W2-Professur für Molekularpathologie:

Dr. phil. nat. *Andreas Bräuninger*, vorher Professor an der Universität Münster.

W3-Professur für Pathologie:

Dr. med. *Stefan Gattenlöhner*, vorher Professor an der Universität Graz.

W3-Professur für Pulmonary Pharmacotherapy:

Prof. Dr. rer. nat. *Ralph T. Schermuly*, vorher Gruppenleiter am Max-Planck-Institut für Herz- und Lungenforschung, Bad Nauheim, und wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Medizinischen Kliniken II und V, Fachbereich Medizin.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

PD Dr. med. *Robert M. Dinsler*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung Rheumatologie, Klinische Immunologie, Physikalische Medizin und Osteologie an der Kerckhoff-Klinik Bad Nauheim – Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Heinz-Wilhelm Harbach*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Anästhesiologie, Intensivmedizin, Schmerztherapie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

PD Dr. med. *Jan Marek Jauß*, Chefarzt der Neurologischen Klinik am Ökumenischen Hainich Klinikum GmbH, Mühlhausen, für das Fachgebiet Neurologie.

PD Dr. med. *Hartwig Wilhelm Lehmann*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Kinderheilkunde und Jugendmedizin, für das Fachgebiet Pädiatrie.

PD Dr. rer. nat. *Günter Lochnit*, Akademischer Rat am Biochemischen Institut, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Biochemie.

PD Dr. med. *Helge Möllmann*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik I, Fachbereich Medizin, und an der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Max Georg Nedelmann*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Neurologischen Klinik, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Neurologie.

PD Dr. oec. troph. *Silvia Rudloff*, Akademische Rätin am Institut für Ernährungswissenschaft, Fachbereich Agrarwissenschaften, Ökotrophologie und Umweltmanagement und am Zentrum für Kinderheilkunde und Jugendmedizin, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Ernährungsphysiologie.

PD Dr. iur. *Hans-Jürgen Schroth*, Ph.D., Partner bei der Anwaltssozietät Schroth & Koll., München, für das Fachgebiet Strafrecht, Strafprozessrecht und Internationales Strafrecht.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. agr. *Reinhard Grandke*, Hauptgeschäftsführer bei der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG e.V.), Frankfurt/Main, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Dr. rer. nat. *Stefan Schillberg*, Leiter des Bereichs Molekularbiologie am Fraunhofer-Institut für Molekularbiologie und Angewandte Ökologie, Aachen.

Dr. iur. Dr. phil. *Paul Tiedemann*, Richter am Verwaltungsgericht Frankfurt/Main.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. *Ingwer Borg* (Psychologie, Abteilung Methodik)

Prof. Dr. *Brun-Otto Bryde* (Öffentliches Recht I)

Dr. *Eberhard Burkhardt* (Institut für Veterinär-Pathologie)

Prof. Dr. *Helga Maria Finger* (Institut für Angewandte Theaterwissenschaft)

Prof. Dr. *Christiane Hofmann* (Institut für Heil- und Sonderpädagogik)

Prof. Dr. *Lorenz King* (Institut für Geographie)

Prof. Dr. phil. *Klemens Michael Legutke* (Institut für Anglistik)

Prof. Dr. *Franz-Josef Meißner* (Institut für Romanistik)

Prof. Dr. *Ulrich Hermann Bernd Mosel* (Institut für Theoretische Physik)

Dr. *Bernd Pfeiffer* (II. Physikalisches Institut)

Prof. Dr. *Franz Josef Stachowiak* (Institut für Heil- und Sonderpädagogik)

Prof. Dr. *Rudolf Sträßer* (Institut für Didaktik der Mathematik)



VII. Biographische Notizen

Biographische Notizen

Thomas Kailer, *Kurzbiographie*:

- Studium Sportwissenschaft/Englisch (Lehramt für Gymnasien) und Geschichte/Deutsch (Magister und Lehramt für Gymnasien) in Marburg, Münster, Frankfurt.
- 1999–2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator im Forschungskolleg der DFG „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main.
- 2004–2007 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen, Professur für Zeitgeschichte.
- 2004 Promotion mit dem Thema „Topographie der Abweichung. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern, 1923–1945“.
- Seit Oktober 2006 Dekanatsreferent im Fachbereich 04 „Geschichts- und Kulturwissenschaften“ der JLU Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Kriminologie- und Kriminalitätsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Erinnerungskultur.

Publikationsauswahl:

- Vermessung des Verbrechers. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern, 1923–1945. Bielefeld 2011.
- Fragmentierung und Normalisierung des Verbrecherkörpers. Ausnahmestandards in der kriminalbiologischen Untersuchung, 1923–1945. In: Christina Bartz/Marcus Krause (Hg.): Spektakel der Normalisierung. München 2007, S. 249–268.
- „Intelligent, aber leichtsinnig.“ – Weibliche Strafgefängnisse in der kriminalbiologischen Untersuchung, 1923–1945. In: Sabine Freitag/Desirée Schau (Hg.): Verbrecher im Visier der Experten. Kriminalpolitik zwischen Wissenschaft und Praxis im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Stuttgart 2007, S. 117–137.
- „... der höllischen Ausgeburt den Kopf vor die Füße legen“. Zur Psychologie der strafenden Gesellschaft. Der Fall Haarmann. In: Hans-Joachim Heuer et al. (Hg.): Von der Polizei der Obrigkeit zum Dienstleister für öffentliche Sicherheit. Hilden 2003, S. 69–88.
- Werwölfe, Triebtäter, minderwertige Psychopathen. Bedingungen von Wissenspopularisierung. Der Fall Haarmann. In: Carsten Kretschmann (Hg.): Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin 2003, S. 323–359.

Jochen Kirschbaum ist Richter am Landgericht Frankfurt/Main und als Lehrbeauftragter an der Hochschule Darmstadt (Fachbereich: Informationsrecht) tätig. Sein besonderes wissenschaftliches Interesse gilt derzeit der Entwicklung des Römischen Rechts im sog. Gemeinen Recht zwischen 1770–1820.

Prof. Dr. Anja Klöckner, geb. 1968 in Karlsruhe. Studium der Klassischen Archäologie und Klassischen Philologie in München und Bonn. 1994 Promotion in Bonn mit dem Thema „Poseidon und Neptun. Zur Rezeption griechischer Götterbilder in der römischen Kunst“. Nach verschiedenen Tätigkeiten im Museumsbereich 1995–2004 zunächst wissenschaftliche Mitarbeiterin und dann Assistentin an der Universität des Saarlandes. 2002/2003 DFG-Stipendiatin am Dt. Archäologischen Institut Athen. 2004 Habilitation in Saarbrücken mit dem Thema „Bilder des Unsichtbaren. Griechische Weihreliefs als Medien religiöser Kommunikation“. 2005–2006 Lehrstuhlvertretung in Greifswald. Januar bis März 2007 Visiting Scholar am Getty Research Institute in Los Angeles. Seit April 2007 Professorin für Klassische Archäologie und Leiterin der Antikensammlung an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seit 2010 Vorstand des Deutschen Archäologenverbandes.

Forschungsschwerpunkte: visuelle Kultur der Antike, sakrale Räume und ihre Ästhetisierung, antike Weihreliefs, Akkulturationsprozesse im Bereich der römischen Provinzen.

Aktuelle Publikationen:

- Anja Klöckner: Getting in Contact, Concepts of Human-Divine Encounter in Classical Greek Art, in: J. Bremmer – A. Erskine (Hrsg.), *The Gods of Ancient Greece. Identities and Transformations* (2010) 106–125.
- Anja Klöckner: Die „Casa del Mitra“ bei Igabrum und ihre Skulpturenausstattung, in: D. Vaquerizo (ed.), *Las Áreas Suburbanas en la ciudad histórica. Topografía, usos, función* (2010) 255–266.
- Anja Klöckner: Die Grabmäler im Wareswald bei Tholey. Die Relieffragmente, in: *Kelten und Römer im Sankt Wendeler Land* (2010) 189–197.
- Anja Klöckner: Women's Affairs? On a Group of Attic Votive Reliefs with Unusual Decoration, in: Y. B. Kuiper – J. H. F. Dijkstra – J. E. A. Kroesen (Hrsg.), *Myths, Martyrs and Modernity – Studies in the History of Religion in Honor of Jan N. Bremmer* (2010) 179–191.
- M. Horster ? – A. Klöckner (Hrsg.), *Civic Priests. Cult Personnel in Athens from the Hellenistic Period to Late Antiquity* (2012).
- Anja Klöckner: Mithras und das Mahl der Männer. Götterbild, Ritual und sakraler Raum in einem römischen „Mysterienkult“, in: U. Egelhaaf-Gaiser – D. Pausch – M. Rühl (Hrsg.), *Kultur der Antike. Transdisziplinäres Arbeiten in den Altertumswissenschaften* (2011) 200–22.

Dr. Wolfgang Mansfeld wurde 1974 an der JLU Diplom-Ökonom, 1980 promovierte er über Fragen der Wirtschaftssysteme. In seiner beruflichen Laufbahn war er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 2011 fast 20 Jahre Vorstandsmitglied bei Union Investment, zudem

war er Präsident des deutschen Verbands der Investmentgesellschaften (BVI) und des europäischen Dachverbands (EFAMA).

Prof. Dr. Karen Piepenbrink, geb. 1969 in Bremen, Studium der Fächer Geschichte, Latein und Griechisch an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 1995 Erstes Staatsexamen, 1999 Promotion im Fach Alte Geschichte, 1999–2006 wiss. Mitarbeiterin am Seminar für Alte Geschichte in Mannheim, 2005 Habilitation, 2006/7 Feodor-Lynen-Forschungsstipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (Buffalo/New York), 2008 Vertretung einer Hochschuldozentenstelle am Seminar für Alte Geschichte in Freiburg, 2009–2011 Vertretung des Lehrstuhls für Alte Geschichte in Mannheim, Oktober 2011–März 2012 Vertretung der Professur für Alte Geschichte an der JLU, ab April 2012 Professorin für Alte Geschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Archaisches und klassisches Griechenland, Römische Republik, Spätantike, Politische Ordnungen und ihre zeitgenössische Perzeption, antike Philosophie und Rhetorik in ihrem historischen Kontext, antikes Christentum, Vergangenheitsbezug in der griechischen und römischen Antike, komparatistische Betrachtung antiker und moderner Demokratien.

Monographien (Auswahl):

Politische Ordnungskonzeptionen in der attischen Demokratie des vierten Jahrhunderts v.Chr. Eine vergleichende Untersuchung zum philosophischen und rhetorischen Diskurs (Historia Einzelschriften 154), Stuttgart 2001.

Christliche Identität und Assimilation in der Spätantike. Probleme des Christseins in der Reflexion der Zeitgenossen (Studien zur Alten Geschichte. Bd. 3), Frankfurt/M. 2005 (2. Aufl. 2009).

Aktuelle Aufsätze (Auswahl):

Asketische Konversion in der Außenperspektive: Asonius und die *conversio* des Paulinus von Nola, in: E. Bons (Hg.), *Der eine Gott und die fremden Kulte. Exklusive und inklusive Tendenzen in den biblischen Gottesvorstellungen* (Biblich-Theologische Studien. Bd. 102), Neukirchen-Vluyn 2009, 121–147.

Bürgerrecht in der griechischen Polis und im modernen Staat, in: M. H. Hansen (Hg.), *Athenian Demokratia – Modern Democracy. Tradition and Inspiration* (Fondation Hardt. *Entretiens sur l'antiquité classique*. Bd. 56), Genf 2010, 97–135.

Eros und Polis im Athen des 4. Jahrhunderts v.Chr., in: B. Feichtinger/G. Kreuz (Hg.), *Gender Studies in den Altertumswissenschaften: Aspekte von Macht und Erotik in der Antike* (Iphis. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Genderforschung. Bd. 4), Trier 2010, 41–61.

Institutionen in der Politik des Aristoteles, in: B. Zehnpeffennig (Hg.), *Staatsverständnisse: Aristoteles, Politik*, Baden-Baden 2012, 144–157.

Vergangenheitsbezug in interkultureller Perspektive: Die Rhetorik der attischen Demokratie und der späten römischen Republik im Vergleich, erscheint in: *Klio* 94 (2012) 100–121 (im Druck).

Prof. Dr. Matthias Schmidt, Jahrgang 1970; 1990–1992 Banklehre; 1992–1998 Studium der katholischen Theologie und der Germanistik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen (Frankfurt a. M.), der Eberhard-Karls-Universität (Tübingen) und der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität (Frankfurt a. M.). 2003 Promotion an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit einer Dissertation über die Pseudepigraphie der Petrusbriefe (Karl Matthias Schmidt, *Mahnung und Erinnerung im Maskenspiel. Epistolographie, Rhetorik und Narrativik der pseudepigraphen Petrusbriefe* [Herders biblische Studien 38], Freiburg 2003). Von 2003 bis 2011 Oberassistent am Departement für Biblische Studien der Universität Freiburg (Schweiz). 2009 Habilitation an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz) mit einer Arbeit über das Markusevangelium (Wege des Heils. Erzählstrukturen und Rezeptionskontexte des Markusevangeliums [NTOA 74], Göttingen 2010). Seit dem Wintersemester 2011/12 W2-Professor für Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt Neutestamentliche Exegese an der Justus-Liebig-Universität. Aufsatzpublikationen zur Apostelgeschichte und zu den Paulusbriefen.

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft

ISSN 0533-8689

